26/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Lotterie unterm Ski

Über eine ungeliebte Kunst im Langlauf

Gold und Silber spinnen

Rund um den Rohstoff Baumwolle

Alt wie ein Baum...

Zu Besuch bei abchasischen Hundertsassas

Wirtschaft
Das Beste daraus machen! FW-Besuch im VEB Kombinat Baumwolle **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Jahreswechsel
Sieben Bürger unseres Landes an der Tür-Schwelle zu 1985 **Seite 16**

Unseren Lesern Glück und Erfolg in einem friedlichen 1985!

Sport
Ski-Geschichten um Wachs **Seite 20**

Nikaragua
Bei verwundeten Kämpfern der Sandinistischen Befreiungsfront **Seite 24**

Memoiren
Vera Figner – Erinnerungen einer Revolutionärin **Seite 26**

Serie
Gerettete Kunstschätze 5. Folge **Seite 28**

Film
„Marschall Shukow" **Seite 30**

Moskauer Skizzen
Zu Besuch im Alten Arbat Nr. 2 **Seite 32**

Literatur
Fjodor Dostojewski: „Tannenbaum und Hochzeit" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Märchenserie **Seite 41**

Reporterkramkiste
Episoden aus sieben Notizblöcken **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Unkonventionelle Reisereportage
Bei den Weisen Abchasiens **Seite 46**

Wissenschaft
Unterwegs zum Kometen Halley **Seite 52**

Titelzeichnung:
Manfred Bofinger

Redaktionsschluß für dieses Heft: 17. 12. 1984

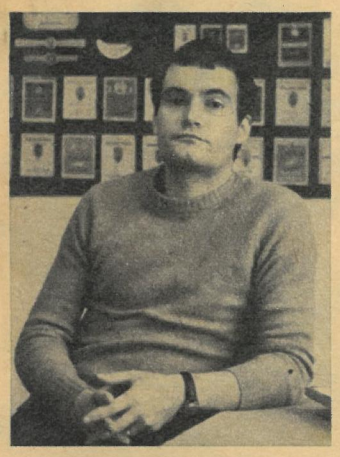
Im April dieses Jahres hatten das Solidaritätskomitee und der Verband Bildender Künstler der DDR Mitglieder des Verbandes, Journalisten und Studenten der Kunsthoch- und -fachschulen zum Wettbewerb aufgerufen: Entwerft Plakate und Karikaturen, die dazu beitragen, den Kampf der Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas für Frieden, Freiheit, nationale Unabhängigkeit und sozialen Fortschritt zu unterstützen!

Es gibt sicher viele Möglichkeiten, das Anliegen unserer Solidarität auszudrücken. Mir fiel beim Nachdenken, welche Aussage mein Plakat haben sollte, eine kleine Geschichte ein, die ich irgendwo gefunden hatte: Eine Afrikanerin, ich weiß nicht mehr ihren Namen und das Land, in dem sie lebt, hatte lesen und schreiben gelernt. Und sie schilderte nun dieses Neue in ihrem Leben als etwas, das sie nie für möglich gehalten hatte. Etwas, was für uns so normal ist, war für sie wie eine Wiedergeburt. Ich ging zum Solidaritätskomitee, schaute mir Fotos an, sichtete Material, suchte nach Fakten. Und ich fühlte mein Anliegen bestätigt. Freute mich über eine Tatsache, die ich bisher noch nicht gewußt hatte: Rund die Hälfte des Solidaritätseinkommens wird dafür verwandt, daß in den Ländern, die unter so großen Mühen das Erbe des Kolonialismus, eigener und fremder Ausbeutung überwinden wollen, Wissen vermittelt werden kann. Das ist ein Scheck für die Zukunft. So geht es mir nicht nur um diese kleine namenlose Afrikanerin, die irgendwo anfängt, ihr erstes A zu kritzeln. Das Kind ist für mich ein Symbol. Es steht für einen ganzen Prozeß. Es ist für mich auch gleichbedeutend mit dem Anfang eines neuen Lebens, an dem diese Völker stehen. Dafür brauchen sie jene Solidarität, wie die DDR sie leistet. Diese Zusammenhänge habe ich versucht in dieser kleinen Pinselzeichnung umzusetzen.

Ich habe versucht auszudrücken, was mich bewegt, was ich glaubte mitteilen zu müssen. Ich hoffe, daß dieses Plakat unsere Haltung zur Solidarität zeigt.

Wolf-Dieter Pfennig

Der Gestalter dieses Plakates, Wolf-Dieter Pfennig, ist 28 Jahre alt, wurde in Dresden geboren. Hier erlernte er nach Abschluß der polytechnischen Oberschule den Beruf eines Gebrauchswerbers. In der Abendschule legte er das Abitur ab, leistete seinen Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee und begann 1980 sein Studium an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee. Zur Zeit bereitet er seine Diplomarbeit vor: Gesamtausstattung für den Club der Kulturschaffenden in Berlin sowie sechs Bilder von der Dresdner Dampfschifffahrt für ein Kinderbuch.



Nicht nur ein namenloses Mädchen

Nahezu 200 Arbeiten gingen ein. In der Kunsthochschule Berlin-Weißensee beteiligte sich das gesamte 5. Studienjahr. Von hier kommt einer der beiden 2. Preisträger: Wolf-Dieter Pfennig mit diesem Plakat.

Foto: V. Hohlfeld

Die dringendste Frage der Gegenwart

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Im Januar wollen die Außenminister der Sowjetunion und der USA in Genf zusammentreffen, um Ziele und Aufgaben von Verhandlungen zu bestimmen, die – nach sowjetischen Vorschlägen – zum Verzicht auf die Militarisierung des Weltraums führen sollen; zum Einfrieren der nuklearen Rüstungen; zum Verbot von Kernwaffenversuchen; zum Verzicht auf den atomaren Erstschlag (wie ihn die Sowjetunion bereits ausgesprochen hat); zur Schaffung atomwaffenfreier Zonen in Europa bis zur völligen Befreiung unseres Kontinents von Kernwaffen; zur Reduzierung der Streitkräfte und Rüstungen in Mitteleuropa; zum Nichtangriffspakt zwischen Warschauer Vertrag und NATO.
Mit großem Ernst spricht Konstantin Tschernenko davon, die Sowjetunion sei „zu radikalsten Schritten bereit". Die Friedensinitiativen der sozialistischen Staaten liegen auf dem Tisch (einschließlich der Zustimmung zu ersten Verhandlungen in Genf). Wir haben eine abgestimmte Politik (einschließlich der unvermeidbaren militärischen Gegenmaßnahmen). Und wir haben auch den besten Willen (zu „radikalsten Schritten").
Im Westen arbeitet man indessen immer noch mit dem irreführenden Begriff „Nachrüstung": Die NATO müsse „nachrüsten", weil die Sowjetunion durch die Modernisierung ihrer Mittelstreckenraketen „vorgerüstet" habe und „Westeuropa bedrohe..." Nun reichten auch die ältesten sowjetischen Mittelstreckenraketen bis zur Atlantikküste: Das ist keine militärische oder technische Frage, sondern eine geographische (die Sowjetunion liegt nun einmal näher an Westeuropa dran als die USA. Und das wird sich in absehbarer Zeit wohl auch kaum ändern). Die sogenannte SS-20 war keine „Vorrüstung", sondern eine Modernisierung. Militärstrategisch hat ihre Einführung in Europa nicht das geringste verändert. Von einer „Bedrohung" kann ohnehin seitens der Sowjetunion niemals die Rede sein. Das militärstrategische Gleichgewicht wurde nicht berührt. Es gab so wenig Anlaß zum Wehgeschrei wie vorher, als sowjetische Mittelstreckenraketen ebenfalls bis zum Atlantik reichten.
Der Eingriff ins militärstrategische Gleichgewicht erfolgte durch die Stationierung der amerikanischen Mittelstreckenraketen Pershing II und Cruise Missiles in Westeuropa! Diese erreichen die Staaten des Warschauer Vertrages und strategische Ziele in der Sowjetunion und nehmen deshalb selbst strategischen Charakter an (während die sowjetischen Mittelstreckenraketen von Europa aus die USA nicht erreichen können).
D a s war die Vorrüstung! Ausdruck US-amerikanischen Strebens nach Vorherrschaft und militärischer Überlegenheit!
Der Begriff „Nachrüstung" ist nichts anderes als eine grobe Irreführung, als Verleumdung der Sowjetunion, als Täuschung der Völker über die wahren Absichten der aggressivsten Kreise der USA.
Eine Zerstörung des militärstrategischen Gleichgewichts wird niemals zugelassen, eine militärische Überlegenheit der NATO niemals akzeptiert werden; ein Verzicht auf das annähernde militärstrategische Gleichgewicht steht nicht zur Debatte.
Es geht also in Genf nicht um eine „Wiederaufnahme" der Verhandlungen, deren Fortführung durch den Stationierungsbeschluß unmöglich gemacht worden war.
Alle damaligen Warnungen sind bestätigt worden: Mehr Waffen haben nicht mehr Sicherheit gebracht und keine Verhandlungen, sondern im Gegenteil: mehr Unsicherheit, höchste Gefahr für den Frieden.
Es geht jetzt darum, auf neuem Niveau über den Gesamtkomplex „Verhinderung des nuklearen Infernos" zu Vereinbarungen zu gelangen.
Zur Konfrontation gibt es keine andere Alternative als die friedliche Koexistenz.
Diese aber kann nur auf dem Prinzip der Gleichheit und der gleichen Sicherheit beruhen. Das bedeutet: Man kann das Recht auf eigene Sicherheit nicht auf der Unsicherheit der anderen Seite gründen. Das aber ist der Hintergrund aller Vorschläge aus Moskau, Prag, Warschau und Berlin: Sie haben nicht einseitigen Vorteil im Sinn, zielen nicht auf Überlegenheit, sondern berücksichtigen auch den Sicherheitsanspruch der anderen Seite.
Die Lebensfrage der Menschheit lautet also: Weg vom atomaren Abgrund! Das heißt zunächst einmal: Weg von der Täuschung, der sogenannte NATO-Doppelbeschluß sei mit „echten Abrüstungsvereinbarungen" auf einen Nenner zu bringen; weg auch mit der Illusion, man könne sich durch einseitige Hochrüstung einseitige Vorteile verschaffen oder gar Überlegenheit. Bei gutem Willen sind die komplizierten Probleme gar nicht so kompliziert: Es wird nur langer, geduldiger und vor allem ehrlicher Verhandlungen bedürfen, nicht Scheinverhandlungen also, um Zeit für neue Hochrüstung zu gewinnen...

Im Sozialismus verdient an der Rüstung niemand. Bei uns führen hohe Leistungen in der Volkswirtschaft nicht zu hohen Profiten für einzelne und damit zu Herrschafts- und Eroberungsgelüsten; bei uns führt Leistungszuwachs zu wachsenden sozialen Leistungen für alle und zur Sicherung des Friedens. Man kann die historische Wahrheit „Je stärker der Sozialismus, desto sicherer der Frieden" umkehren: Je sicherer der Frieden, desto bessere Bedingungen für die Weiterentwicklung des Sozialismus.

Dessen Ziel lautet: Glück des Menschen. Wenn Vertreter von Pentagon und NATO heute noch nicht das Prinzip der Gleichheit und der gleichen Sicherheit anerkennen wollen, kann man günstigenfalls annehmen, daß sie sich zunächst einmal eine Stärkung ihrer Verhandlungsposition erhoffen. „Es wäre zu begrüßen", sagte gerade Erich Honecker, „wenn die USA die jüngsten Signale aus Moskau verstünden und auf das ernsthafte Herangehen der Sowjetunion an die Lösung der dringendsten Frage der Gegenwart, die Rettung der Menschheit vor der Gefahr des nuklearen Krieges, positiv reagierten." Nun, wir werden sehen. Die Welt wird sehen...

So geht's zu im Märchen: „Bäumchen rüttel dich und schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich!" spricht das formelkundige Aschenputtel und hat nach diesem Ausruf schon beinahe ausgesorgt.
Anders bei den strauchartigen Gewächsen der Gattung *Gossypium.* Gold und Silber ist da nicht zu ernten. Und um die wattigen Samenhaare dieser vor allem in Asien, Afrika und Amerika kultivierten Malvengewächse zu gewinnen, braucht's harte Arbeit. Dann hat man Baumwollfasern. Aus denen allerdings läßt sich tatsächlich, packt man's klug an, Gold und Silber spinnen. Zwei Hände voll des flauschigen Naturprodukts zeigt hier Dr. jur. Siegfried Reinhold, Generaldirektor des VEB Kombinat Baumwolle. Devise des von ihm geleiteten sozialistischen Großunternehmens: Qualität schafft Vertrauen! Deshalb ist dort in jeglicher Produktionsstufe die Gütekontrolle, die Überwachung des effektivsten Materialeinsatzes allgegenwärtig (auf dem kleinen Foto: im Kombinatsbetrieb Baumwollspinnerei Mittweida). Baumwolle ist ein wertvoller Rohstoff. Man muß das Beste daraus machen!

Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text)
und Peter Meißner (Bild)

Freilich, der Hausherr hatte auch mitzureden bei der Entscheidung. Ganz allein aber bestimmte er, welche Losung im Beratungsraum aufgehängt wurde. Also „Wir sind stärker als der Widerstand!" ließ Siegfried Reinhold den Betriebsmaler auf das Transparent pinseln. Es ging damals, vor zwanzig Jahren, um die Durchsetzung einer weltneuen Textiltechnologie. Malimo nennt man sie heute, ein Kunstwort, zusammengesetzt aus **Ma**uersberger, **Lim**bach-Oberfrohna und **Mo**lton. Bekanntlich blieb dieses DDR-Warenzeichen auf keinem Kontinent ein Zungenbrecher. Vor Jahrzehnten jedoch schien dem Verfahren ein Ende in der Versenkung, sozusagen im Papierkorb, zu drohen.

Ein trotziger Satz

Siegfried Reinhold und seine Mitstreiter hielten sich an den trotzigen Satz, unter dem sie in die Debatte um die technische Zukunft „ihrer" Baumwollweberei Hohenstein-Ernstthal gegangen waren. So wurde dort im Sächsischen schließlich einer umwälzenden Neuerung, dem Nähwirken, zum Durchbruch verholfen.
Unbequem ist dieser Siegfried Reinhold. Er macht es keinem leicht. Sich nicht, seinen Mitmenschen nicht, seinen Partnern nicht. Auch vom Partner kann Widerstand kommen. Aus Trägheit, aus Nichtbegreifen, vorschnellem Urteil, wenn es um technischen Fortschritt, um unkonventionelle Lösungen geht.

Beste daraus machen!

... das Beste daraus machen!

Und warum drumherum reden – auch das eigene Verhalten kann einmal das Hemmnis bilden. Der wäre ein schlechter Dialektiker, der das in Abrede stellt...

Von Hohenstein-Ernstthal, vom heutigen VEB Malitex aus, ging Siegfried Reinhold seinen Weg ins Kombinat Baumwolle. In diesem Betrieb begegneten wir zum erstenmal der Hauptperson dieses Beitrages. Der Fotograf gab sich alle Mühe, jede wichtige Begegnung in den Werksabteilungen im Bild festzuhalten; der Schreiber machte Notizen: „Einer, mit dessen Tempo beim Laufen, Sprechen, Reagieren schwer mitzuhalten ist."

Ursula Hintz, einst Weberin, dann Nähwirkerin, heute Mitarbeiterin der TKO, der Technischen Kontrollorganisation, sagt's so: „1985 bin ich 35 Jahre hier. Nie werde ich vergessen, wie er mit halboffenem Kittel durch die Abteilungen fegte, unberechenbar, überall, aber auch mit einem Ohr für alles. Und mit einem sagenhaften Gedächtnis für alles Wesentliche. Wir haben ihn ‚Blitz' genannt..."

Herbert Zenker (aus dem Textilarbeiter wurde ein Technologe): „Es war nicht einfach, das Malimo-Verfahren durchzusetzen. Fast ein Jahr lang haben viele Kollegen gebettelt: Gebt uns unsere alten Webstühle zurück! Dabei hatten sie's jetzt leichter bei der Arbeit. Auch der Arbeitsschutz profitierte, denn die Lärmbelästigung war nun bedeutend geringer. Nicht zu reden von der Produktivitätssteigerung! Manchmal schien Reinhold mit seiner festen Überzeugung mutterseelenallein. Aber er vertraute auf das, was Ingenieur Mauersberger, der Erfinder, ausgetüftelt hatte."

Vom faszinierend funktionierenden Urmodell der Malimo-Nähwirkmaschine in der Bastelwerkstatt bis zur reibungslos produzierenden Serientechnik war ein weiter Weg. „Damals haben wir halbe Völkerstämme beschäftigt, um Fallmaschen aufzuarbeiten, das sind sozusagen die Laufmaschen beim Malimo. Natürlich gab es Anlaufschwierigkeiten", bekennt Kollege Zenker.

Heute ist Malimo aus der modernen Textilindustrie nicht fortzudenken. Und in der ganzen Welt gibt es keinen mit Malitex vergleichbaren Betrieb, der eine höhere Arbeitsproduktivität hätte. Die erste Lizenz, die von der DDR verkauft wurde, war die für das Malimo-Verfahren! Käufer: Eine USA-Firma.

Maschen-Meter machen's nicht

Der Generaldirektor, den in Hohenstein-Ernstthal sehr viele mit dem vertrauensvollen „Du" anreden: „Die Meter, die wir mit den Nähwirkmaschinen machen, sind nicht die einzige entscheidende Plangröße. Wir müssen spezielle Sortimente auswählen, die einen hohen Versorgungseffekt bringen, einen großen Gebrauchswert für den Kunden. Das gilt für den Binnenmarkt wie für den Export. Sachen, die gern gekauft werden. Man muß jede Technologie, also auch unser Malimo, da einsetzen, wo sie ihre Vorteile und Eigenheiten voll ausspielen kann. Griffige, gewirkte Bettwäsche ist jetzt groß gefragt. Aber man muß gleichzeitig Leichtigkeit sichern und Beständigkeit. Immer auf der Hut sein, daß niemand bei der Sortimentsentwicklung an uns vorbeizieht! Handeln will nicht weniger gelernt sein als Herstellen!"

Ein Stichwort für Gertrud Gerwitz, BGL-Vorsitzende und vordem Nähwirkerin im Dreischichtbetrieb: „Ja, Malimo-Gewirke produzieren und sie dann auch verkaufen, das war wirklich zweierlei. Wir haben uns allerhand einfallen lassen, um Malimo populär zu machen. Zum Pfingsttreffen der Jugend 1964 in Berlin haben unsere Delegierten überall Erinnerungstücher aus dem neuen Material verkauft. Sie waren regelrecht ‚Reisende in Malimo'!"

Und Ursula Hintz: „Wir sind auch in die DFD-Gruppen gegangen, haben Vorführungen und Modeschauen gemacht. Am längsten dauerte es, bis der Handel begriffen hatte..."

Was ein sowjetischer Philosoph dazu tat

Wie wurde einer, der eine inzwischen hundertjährige Weberei leitete, Generaldirektor eines Kombinates, in dem 70 000 Werktätige arbeiten, 26 Betriebe in zwölf Bezirken der DDR vereint sind?

Siegfried Reinhold ist gelernter Textilkaufmann. Der faschistische Krieg vereitelte, daß sich der junge Mann auf den Berufsweg machen konnte.

„Mir hat Professor Jansen die Sicht auf die Welt freigemacht. Ein schon legendärer sowjetischer Gesellschaftswissenschaftler", sagt Genosse Reinhold. „Aber wie das so erzählen, daß es andere mitfühlen können? Vier Jahre war ich in Gefangenschaft, wurde Bestarbeiter, als wir ein weniges taten, um Kriegsschäden in der UdSSR zu beseitigen. Dann Antifa-Schule. Dort kam ich das erstemal mit den Ideen des Marxismus-Leninismus in Berührung. Nein, ich war nicht sofort überzeugt. Da steckten zu viel schlimme Gedanken auch in meinem Kopf.

Professor Jansen war es, der mir behutsam die Augen öffnen half.

Eines Tages erreichte uns die Nachricht, daß in der Heimat eine Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gegründet worden war. Da schrieben einige von uns an diesen Professor einen Brief. Schrieben, sie sähen keine Veranlassung, Freunde der Sowjetunion zu werden, Vertreter dieses Landes hätten ihnen ihre Armbanduhr genommen, wären auch nicht gerade sanft gewesen, als die Unterzeichneten in Gefangenschaft gerieten. Genosse Jansen las das alles vor. Er antwortete oft vor seinen Lektionen auf Fragen, ehrlich suchende wie gehässige, anonym geschriebene. Also, da hatten meine Landsleute zu Papier gebracht: ‚... unter diesen Umständen ist es undenkbar usw....'

Das hat der vorgelesen. Wir waren alle furchtbar erschrocken. Die Art seiner Antwort aber bewegt mich noch heute. ‚Ich glaube alles', sagte er, ‚was auf diesem Papier steht. Ich habe selbst von solchen Übergriffen gehört. Dafür wurde mancher zur Verantwortung gezogen. Aber stellt euch jetzt eine Waage vor mit zwei Schalen. Auf die eine legt, was in dem Brief steht. Auf der anderen Schale aber lasten unsere vielen Toten dieses Krieges, die verbrannte Erde, all das, was nach dem Überfall in unserem Land geschah. Und dann entscheidet, wohin sich die Waage neigen wird... Ich und wir Sowjetmenschen aber reichen euch trotzdem die Hand!"

Mein lebhafter Gesprächspartner machte eine für ihn ungewöhnlich lange Pause. Dann: „Seitdem weiß ich, daß Freundschaft mehr ist als die Summe verschiedener Plus und Minus. Freundschaft läßt sich nicht aufwiegen durch Vor- und Nachteile."

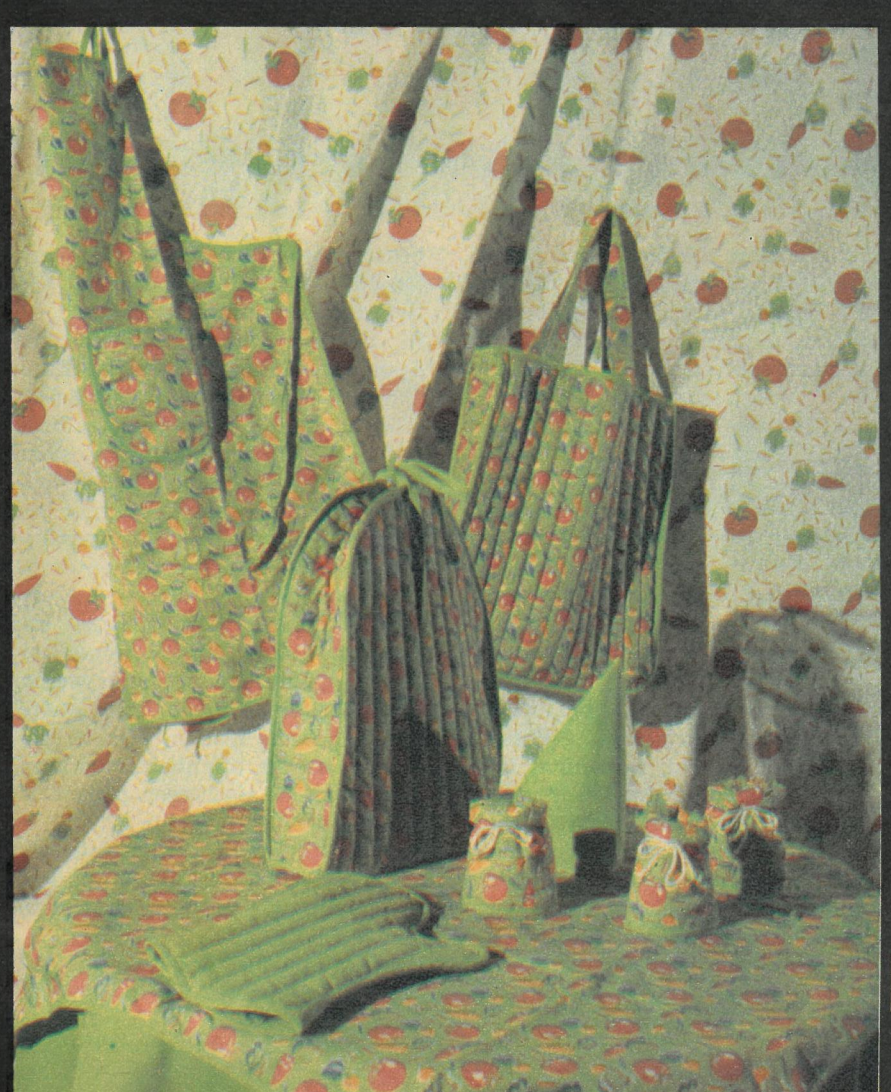
„Nebenbei" ein Doktorhut

Rückkehr in die vogtländische Heimat. Arbeit in einer Spinnerei als Produktionsarbeiter. Dann Assistent des Betriebsdirektors. Gesellschaftlich: Als Antifa-Schüler befähigt, erster Philosophiedozent an

Pflichtenheftverteidigung vor dem Generaldirektor: Aus Für und Wider wird ein Projekt, das ins nächste Jahrtausend reicht.

Die SED-Parteiorganisation im VEB Kombinat Baumwolle beschloß Anfang Dezember ihr Kampfprogramm zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED. Es geht u. a. um Babywäsche, Hemden, Blusen, Haushaltswäsche, Leibwäsche, Bänder für modische und technische Zwecke, auch Steppdecken und Federbetten, wenn die Genossen des Kombinats sich vornehmen, ihren Teil zu tun, daß

- **sich die Nettoproduktion auf 111,7 Prozent steigert;**
- **die Arbeitsproduktivität auf 111,9 Prozent erhöht;**
- **die Selbstkosten um 2,6 Prozent sinken;**
- **die Produktion von neu- und weiterentwickelten Erzeugnissen auf 131,0 Prozent steigt;**
- **die Produktion von Erzeugnissen mit dem Gütezeichen „Q" 116,5 Prozent des Standes von 1984 erreicht.**



Wellenfachweben im VEB Wäscheunion Mittweida: Revolution in der Textiltechnologie. Lehrling Manuela Bartsch und Mechaniker Steffen Mehling haben die Sache im Griff (Foto ganz oben).
Das Jugendforscherkollektiv aus Plauen präsentiert Erzeugnisse des Kombinats. Diese hochkarätige Truppe steht für Millionenwerte.
Küchenset – von der Gardine bis zum Eierwärmer alles aus Baumwolle.

... das Beste daraus machen!

der Volkshochschule des Kreises Plauen zu werden. „Die Partei griff sich die, von denen sie glauben konnte, daß da einer ist, der's bringt." So wurde Siegfried Reinhold Bürgermeister von Mühlau, weil der alte plötzlich verstorben war. Weitere Stationen: Sekretär des neugebildeten Kreises Reichenbach. Sekretär des Rates der Stadt Karl-Marx-Stadt bis 1958. Hauptdispatcher in der gerade aus der Taufe gehobenen Vereinigung Volkseigener Betriebe Baumwolle. 1961 Werkleiter in Hohenstein-Ernstthal, verantwortlich für die Umstellung der Weberei auf Malimo. 1966 Direktor für Technik im VEB Kombinat Baumwolle. Seit September 1968 Generaldirektor des Kombinats. „Nebenher" Studium an der Hochschule für Staat und Recht. Textilingenieur. Schließlich Promotion zum Doktor der Rechtswissenschaften.

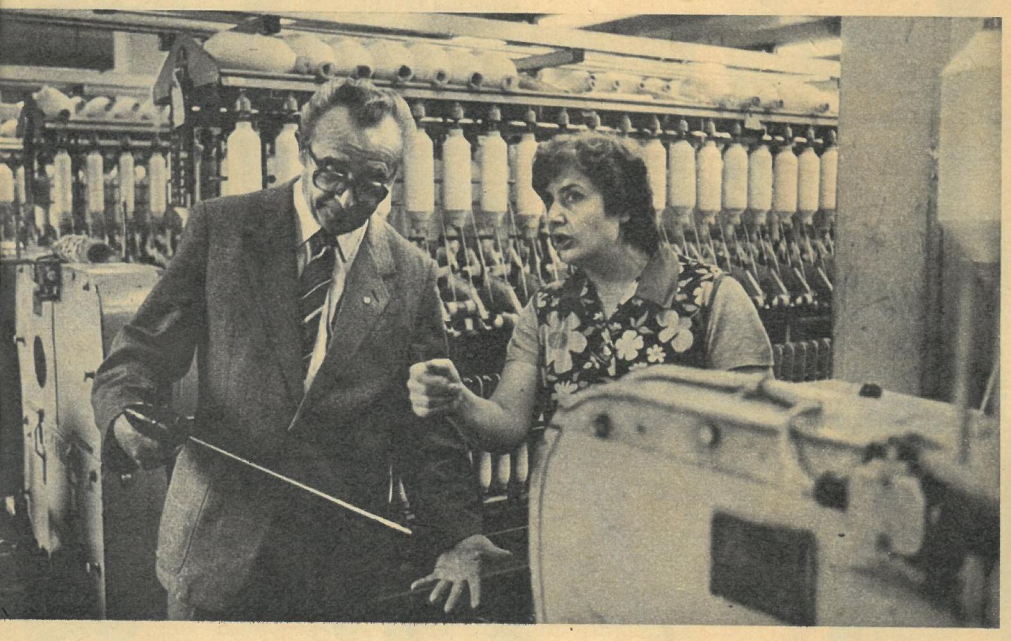
Schnurrende „Ersatzomas"

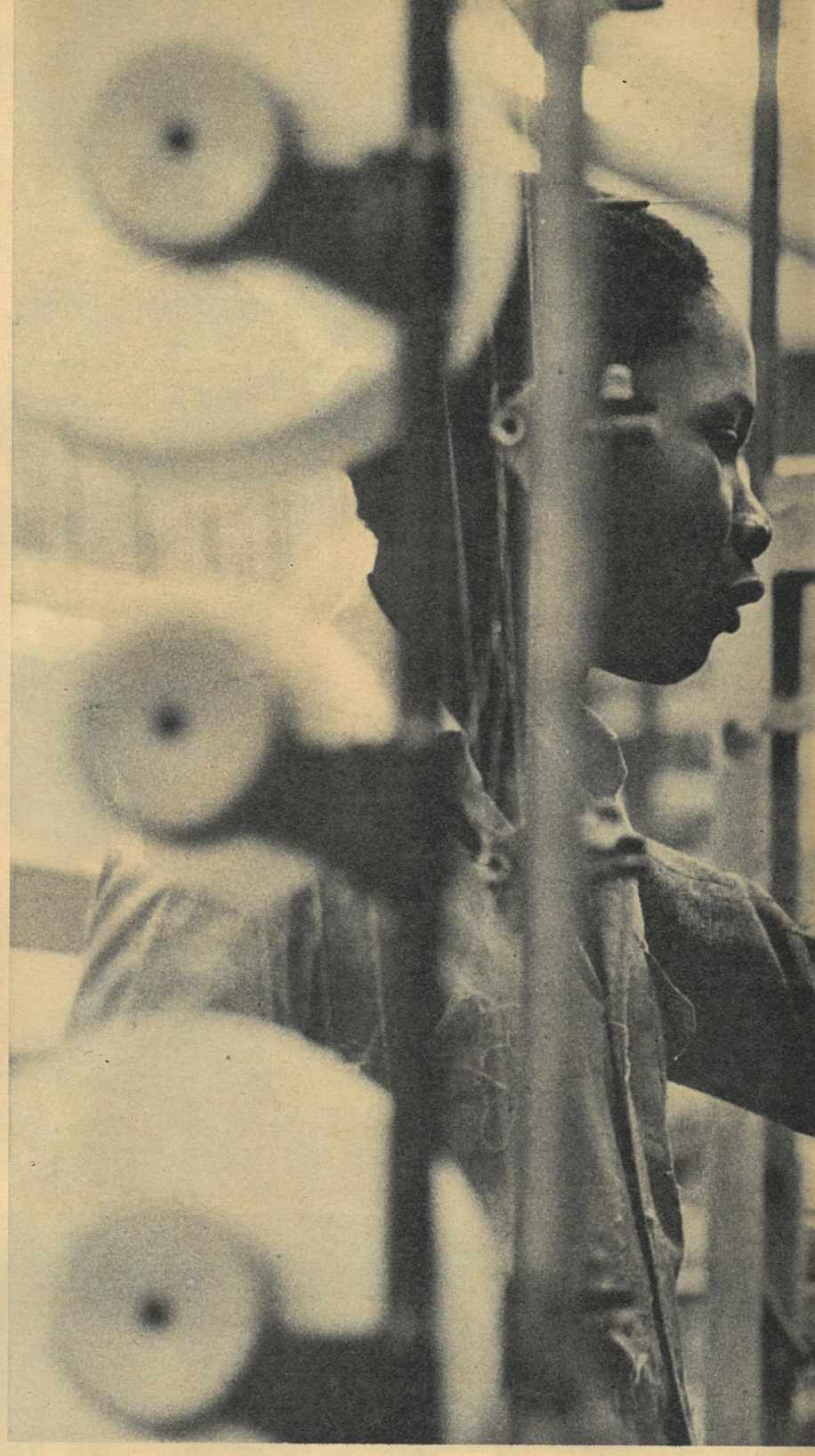
Hart wie ein Stein ist die Baumwolle, wenn sie zu Ballen gepreßt in die Spinnereien kommt. Grobes Sacktuch umhüllt die Quader, sere teure und hochproduktive Technik voll auszunutzen. Im Dreischichtsystem, in der rollenden Woche gar. Die Kolleginnen hier, die zieht was hin zur Arbeit..."

Die Phasen zu schildern vom dichten Wirrwarr der Samenfasern der Gossypium-Büsche zum zweckentsprechend gesponnenen Baumwollfaden ist nicht Anliegen dieses Beitrags. Nennt man die zwirbelnden Daumen und Zeigefinger des Spinnens zu Uromas Zeiten das Entscheidende, dann bevölkern zum Beispiel 15 960 maschinelle „Ersatzomas" heute den Saal mit den klassischen Webautomaten, bedient von einem Dutzend Arbeiterinnen. Längst aber ist die Technik darüber hinaus, durch sinnvolle Mechanismen lediglich Daumen und Zeigefinger nachzuahmen. Schneller,

Dr. Reinhold ist ein einfühlsamer Gesprächspartner (unten).

Internationale Solidarität im VEB Kombinat Baumwolle: Elisabeth Finjasse Limeme aus Moçambiques Hauptstadt Maputo wird in Mittweida ausgebildet (rechts).





Stahlbänder fesseln den Schatz. Ballensprengung und -öffnung: das ist der Anfang. Weißgrau quellende Flocken, durchsetzt mit schwarzen Resten von Samenkapseln. Diese Watte wird gereinigt. Es entsteht das Vlies, die erste Form der „Baumwollstreckung". Das Gros des Rohmaterials kommt aus der Sowjetunion. Stabile Lieferungen, im gegenwärtigen Fünfjahrplan 440 000 Tonnen, sind durch Regierungsabkommen vereinbart. Am Tag unseres Besuchs wurde auch Baumwolle aus Äthiopien und Nikaragua verarbeitet.

Dr. Reinhold begrüßt bei seinem Rundgang durch die Spinnerei Mittweida überall Bekannte, fachsimpelt hier und da. Fragt vor allem. Doziert nicht. Nimmt mich beiseite: „Was das für aufgeschlossene Menschen sind! Mir gefällt, mit wieviel Freude sie ihren Beruf ausüben. Frauen und Mütter sind das. Natürlich auch Bräute. Vor ihnen steht die Notwendigkeit, unbesser, materialsparend, unkonventionell – das ist die Forderung der Zeit auch an Spinnmaschinen.

In diesem Betrieb werden die Spinnspulautomaten über 22 Stunden pro Kalendertag ausgelastet. Wer an diesen perfekten technischen Wunderwerken steht, dem schmerzen nach Schichtschluß gewiß nicht die Muskeln, denn er bedient das modernste Spinnverfahren der Welt. Fleißige Spulenwechselroboter packen mit an, andere Roboterkollegen zum Beispiel suchen und finden Fadenbrüche. Vor Jahren wußte ein Ingenieur wenig mehr als die Kollegen, die heute hier arbeiten. Was in diesen Maschinen steckt, offenbaren sie aber nur, wenn sie sozusagen pausenlos in Gang sind.

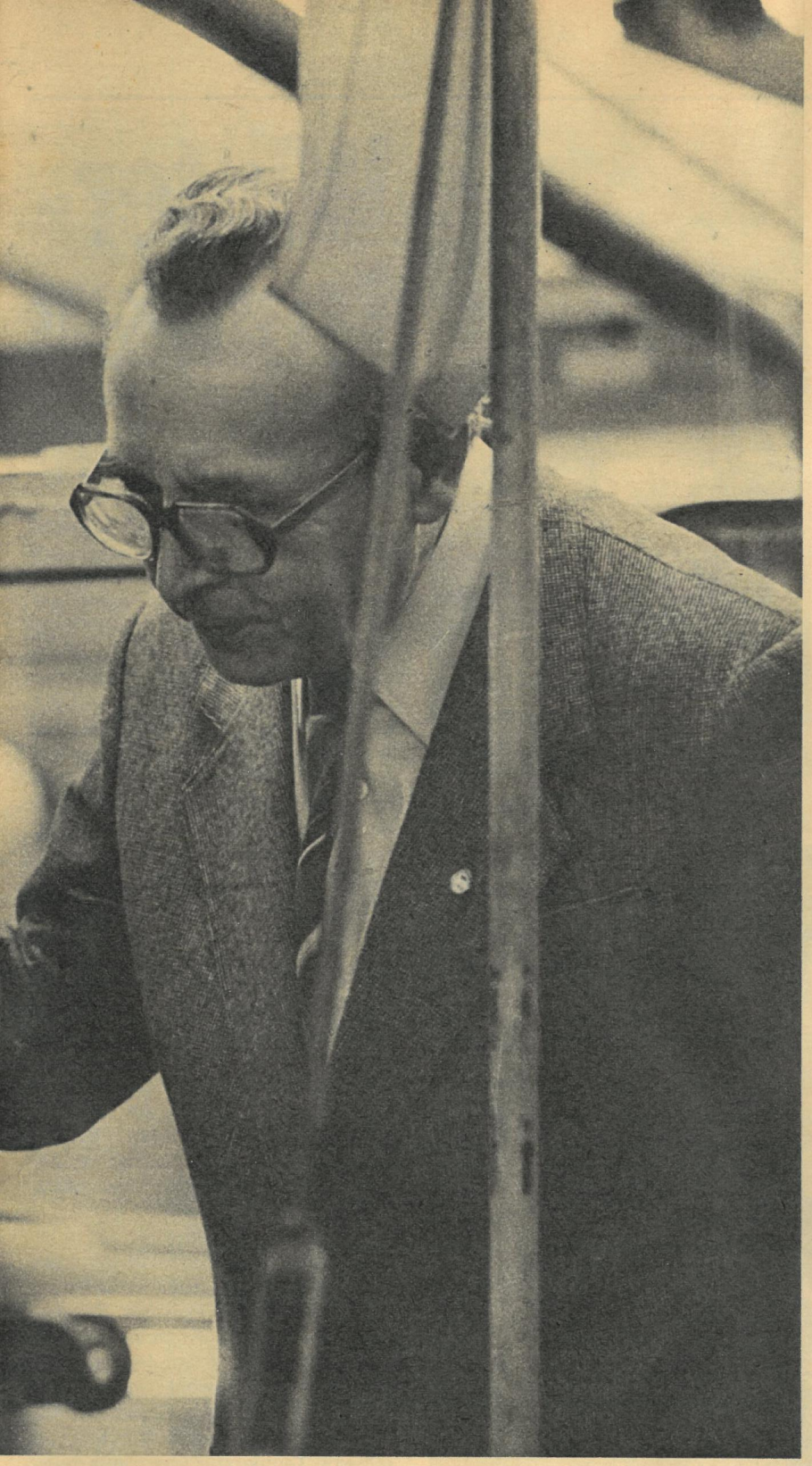
Im VEB Kombinat Baumwolle arbeiten 17 000 Werktätige in drei Schichten, etwa 1500 in der „rollenden Woche".

Der Baumwolle und ihrer industriellen Verarbeitung in unserer Republik ist die Zukunft gewiß. Nicht zuletzt dank des zuverlässigen Partners Sowjetunion. „Diese kostbare Naturfaser zu hochwertigen, begehrten Erzeugnissen umzumünzen, ist unser Anliegen. Und aus dem Verfügbaren mehr zu machen, darin steckt auch: Wir werden unseren bewährten Kurs forcieren – Kombination der Baumwolle mit Chemieanteilen", sagt der Generaldirektor.

Neun junge Leute rechnen ab

Neun junge Leute geben dazu Anschauungsunterricht: Das Jugendforscherkollektiv „Entwicklung eines Fadenlagennähgewirks als Schichtträger für Tischbelag unter Einsatz von Polymermischungsfolie". Dieser so sachliche Name ist alles andere als Schall und Rauch. Acht junge Frauen, ein junger Mann. Durchschnittsalter etwa 25 Jahre. Fünf Diplomingenieure, zwei Textilingenieure, eine Chemielaborantin und eine Textilfacharbeiterin aus dem VEB VOWETEX Plauen und vom Wissenschaftlich-Technischen Zentrum der Baumwollindustrie.

Im Zeitraffer die Leistung dieses Kollektivs: Wachstuch braucht ein Trägergewirk aus Baumwolle, auf das in der Kunstlederindustrie ein Überzug aus gehärtetem Leinölfirnis aufgetragen wird. Muß die textile Grundfläche unbedingt aus Baumwolle sein? Eine in der Chemieindustrie entwickelte Folie (Material: einheimische Sekundärrohstoffe!) und die Malimotechnologie in sinnvoller Verquickung waren die Antwort. Das tragende Baumwollgewebe wird weitgehend durch Folie ersetzt. „Sicherung bzw. Verbesserung der erforderlichen Gebrauchswerteigenschaften" – so war es im Pflichtenheft der jungen Forscher festgeschrieben. Der Laie mag ein Wachstuch dieser neuen Art solange er will zwischen den



Fingern knittern, es begucken, beriechen, wochenlang seinen Frühstückstisch damit schmücken, es bekleckern und wieder sauberwischen – es ist das gute alte Wachstuch geblieben.
1985 aber wird die Neuerung so zu Buche schlagen: 173 Tonnen Garn können eingespart werden, die Selbstkosten sinken um 300 000 Mark, die Arbeitsproduktivität steigt um 19 Prozent, die Warenproduktion wächst auf 2,6 Millionen Mark.

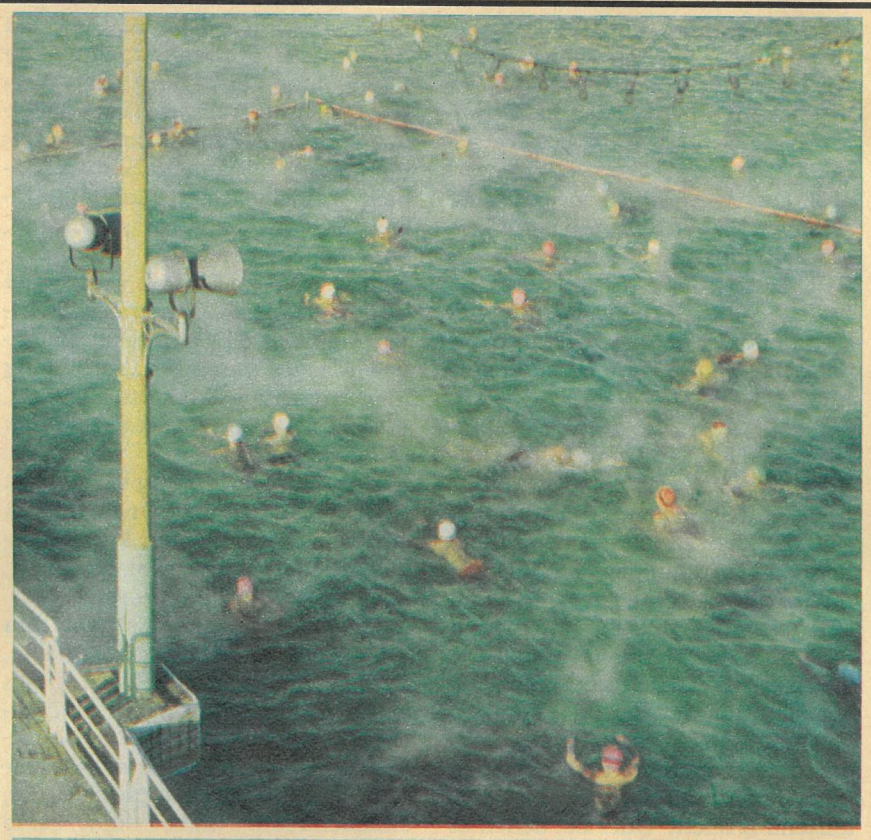
Entscheidungen für das nächste Jahrtausend

Nicht in diesem Beitrag verarbeitet sind die Notizen über einige Pflichtenheftverteidigungen beim Generaldirektor. Konzentrierte Sitzungen mit etwa dreißig Beteiligten, wegen guter Vorbereitung und Konkretheit aller Äußerungen in jeweils kaum sechzig Minuten beendet. Entscheidungen aber wurden da getroffen, deren technologische Bedeutung das nächste Jahrtausend erreicht. Oder bei denen es um Dutzende Millionen Mark ging – erzielbar durch neue Erzeugnisse.

Weltniveau in alten Mauern: Generaldirektor und Werkleiter in der Baumwollspinnerei Mittweida.

Zwei Experten am Schauplatz der Wellenfachweb-Revolution: Der „General" mit Gert Anders, Chefmonteur vom Textilmaschinenbau Neugersdorf (links).

Nicht in diesem Beitrag verarbeitet sind die Notizen über den VEB Wäscheunion Mittweida, wo in einem Jugendobjekt die produktivste Webtechnik der Welt im erfolgreichen Industrieversuch läuft: Wellenfachwebautomaten, eine Gemeinschaftsentwicklung DDR–UdSSR, die auf den internationalen Textilmaschinenmessen großes Aufsehen erregte wegen ihrer Produktivität, ihres geringen Energieverbrauchs, ihrer Geräuscharmut bei der Arbeit. Ein Verfahren, das wiederum eine kleine technische Revolution bedeutet für die Textilindustrie. Und wieder ist Siegfried Reinhold in der Nähe… Nur eine Feststellung aus dem Reporterblock sei mitgeteilt, aufgeschrieben nach den Gesprächen des Generaldirektors mit Manuela Bartsch, Sabine Weigelt, Stefan Mehling: „Einer, der mit Leuten reden kann, ohne leutselig zu sein."
Nicht in diesem Beitrag verarbeitet sind die Notizen über die Solidarität, die der VEB Kombinat Baumwolle leistet durch die Ausbildung junger Facharbeiter aus Vietnam, Moçambique, Angola und anderen Entwicklungsländern.
Nicht in diesem Beitrag verarbeitet ist ein Gespräch über Dr. Reinhold: „Er ist ein akzeptabler, klarer Vorgesetzter. Aus jeder Entscheidung, jeder Äußerung spüren seine Partner, seine Kollegen: Es geht ihm um unsere Sache, um die Aufgabe, die gemeinsam zu lösen ist. Wenn er nicht ab und zu seine ‚Vulkanausbrüche' bekäme, hätte er vielleicht schon einen Infarkt. Wie der seine Zeit nutzt! Knappe, einfache, einleuchtende Sätze sind seine Sprache, voll Sachkenntnis. Er findet schockierend schnell die Schwachstellen."
So äußerte sich einer von denen, über die Dr. Reinhold einmal, als etwas Zeit für Privates war, meinte: „Manchmal denke ich abends über mich nach und dann fällt mir auf: Dieses oder jenes hättste mit mehr Takt machen können. Aber zum Beispiel unfertige Arbeit liegen lassen, kann ich auf den Tod nicht leiden."
Er bedauert, daß der Berg der zu lesenden Fachbücher immer wieder den Griff zur schöngeistigen Literatur versperrt. Aber die Musik! „Für den Hausgebrauch habe ich selbst Musik gemacht, Geige, Gitarre. Das ist so unbekannt, daß sich manche wundern würden, erführen sie's. Ich gehe gern in Konzerte. Vielleicht ist es eins der ganz wenigen Privilegien eines Generaldirektors, daß er etwas leichter zu Karten kommt. Ich brauche Musik mit einer Melodie, das Leichte wie Mozart. Musik soll mir Freude bringen, nicht Erstaunen."
Er hat aber auch Karten ergattert für das Konzert Leonard Bernsteins im neuerbauten Berliner Schauspielhaus. „Das ist ja nun ausgesprochene Moderne. Fasziniert hat mich die Perfektion des Dirigierens, das wunderbare Funktionieren beim Zusammenspiel des Orchesters. Der Zuhörer spürte: Ohne die Energie des Dirigenten ginge nichts bei dieser auf mich zum Teil arhythmisch wirkenden Musik. Und dann geschah folgendes: Das Publikum erzwang mit seinem Beifall eine Zugabe. Das gleiche Stück. Aber der Meister stand mit verschränkten Armen auf dem Podium und schmunzelte in den Saal. Jeder spielte einwandfrei seinen Part", sagt Dr. Reinhold, Leiter eines Kollektivs von 70 000 Werktätigen. Und schmunzelt auch.



Winter-freuden

Meist kommt er mit einer Behutsamkeit, die man dem massigen Kerl gar nicht zugetraut hätte, schaut zuerst in die Gärten und Häuschen der Dörfer, als wolle er prüfen, ob die Ofenbänke für seinen langen Besuch schon gerichtet sind. Schließlich nach zwei, drei kurzen Aufenthalten läßt er sich für Monate nieder: der Winter in Moskau. Was in der Regel Anfang November mit eisigen Windstößen beginnt, muß am 1. Mai noch nicht zu Ende sein… Aber man kann sich auf ihn verlassen. Schlitten sind noch nie umsonst gekauft worden, und warme Wintermode samt der obligatorischen Tschapka hat nicht wie andernorts nur Schauwert. Der Winter ist die echteste aller Jahreszeiten, meinte kürzlich ein Bekannter zu mir. Ohne den kurzlebigen Plunder der übrigen drei.

Die Vorliebe selbst der kleinsten Moskauer für alles Unterkühlte ist nicht zu übersehen: Bei Minusgraden bleibt das berühmte Sahneeis ihre Lieblingsspeise. Und spätestens zur Jahreswende ist „Väterchen Frost" der gefragteste Onkel. An die zum Jolka-Fest geschmückten Bäume hängt man neben die obligatorischen Glaskugeln nicht Tannen-, sondern Eiszapfen…

Der Standort der Metropole, fern aller wärmenden Meeresausdünstungen und mittendrin im kontinental-kalten Einzugsgebiet der Polarluft, die hier von der ASSR der Komi in Richtung Schwarzes Meer strömt, hat ihr inzwischen zu einem wohl einzigartigen Rekord verholfen: Am 17. Januar 1940 sank die Quecksilbersäule in Moskau auf eine Temperatur von minus zweiundvierzig Grad Celsius, dem bisher absoluten Minimum. Beileibe nicht nur Schnee von vorgestern – am Morgen des 29. November dieses Jahres zeigte das Thermometer vor dem Balkonfenster meiner Wohnung im Südwesten der Stadt knappe siebenundzwanzig Grad unter Null an. Die niedrigste Novembertemperatur, wie später offiziell zu hören war, die seit 99 Jahren in Moskau herrschte. Gehen wir einer neuen Eiszeit entgegen? Prognosen solcher Art sind nicht möglich, betonen die Moskauer Meteorologen. Fest steht nur, daß die Temperatur auf der Nordhalbkugel seit Ende des vergangenen Jahrhunderts bis Mitte der 50er Jahre um etwa einen halben Grad anstieg und sich seitdem wieder abkühlt. Die bisherigen Forschungen belegen nach Ansicht der Wissenschaftler, daß eine grundlegende Änderung des Klimas gegenwärtig nicht wahrscheinlich ist. Was einen neuen Kälterekord in Moskau nicht ausschließt…

Dietrich Pätzold (Text), Volkmar Billeb (Fotos)

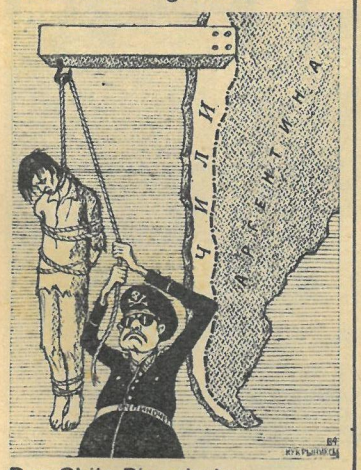
● Kurz berichtet

Eine Tabakvollerntemaschine entwickelten bulgarische Spezialisten. Die Kombine, die schwere körperliche Arbeit abnimmt, leistet pro Tag soviel wie ansonsten 45 Pflücker schaffen.

Eine neue Baumwollsorte mit der Bezeichnung „Farchad" züchteten Wissenschaftler des Instituts für Experimentalbiologie der Pflanzen an der Akademie der Wissenschaften der Usbekischen SSR. Die Sorte hat ähnliche Eigenschaften wie die feinstapelige Rohbaumwolle, ist aber weniger wetteranfällig und benötigt geringere Mengen an Stickstoffdünger.

Im südungarischen Pécs entstand das erste Kinderhotel des Landes. In einem eineinhalbjährigen Versuch sollen hier Kinder im Alter von 4 bis 14 Jahren Unterkunft finden, wenn die Eltern sie wegen einer Reise oder eines Umzuges nicht betreuen können.

Ein gemischter Kernfusions- und Kernspaltungsreaktor wird zur Zeit von sowjetischen Wissenschaftlern entwickelt. Die Idee läuft darauf hinaus, das in einer Fusionsanlage erzeugte Hochtemperaturplasma mit einer Uranschicht zu ummauern, deren Atomkerne von den Neutronen gespalten werden. In einem solchen „Hybridreaktor" wird eine viel geringere Plasmatemperatur benötigt als in reinen Kernverschmelzungsreaktoren.

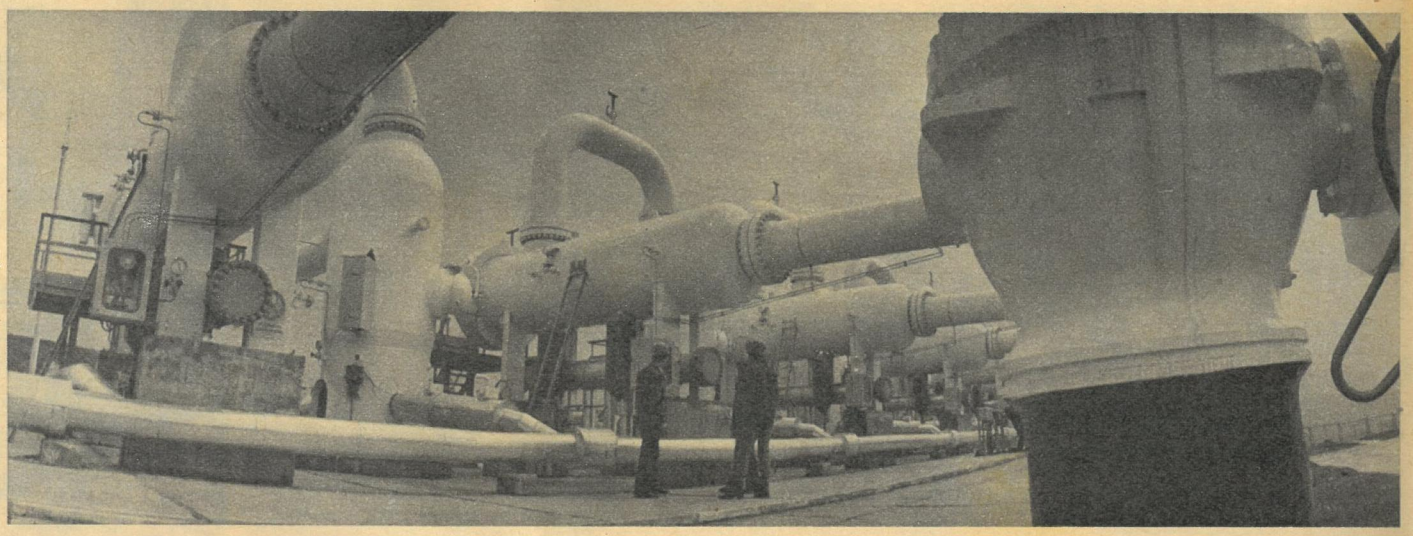


Das Chile Pinochets
Zeichnung: Kukryniksy „Prawda"

● Wörtlich

Die Natur hat uns den Verstand geschenkt. Wir sollten es eigentlich lernen,mit diesem Verstand richtig umzugehen. Die Geschichte hat uns gelehrt: Wie perfekt wir unsere Waffen auch entwikkeln mögen, der Friede ist damit nicht zu erreichen. Es ist einfach notwendig, dem Rüstungswettlauf Einhalt zu gebieten.

Thor Heyerdahl, norwegischer Forscher



Dreimal Wolowez

Der Wolowezer Berg im Oktober 1982 (unten), im Februar 1983 (Mitte), im September 1984 (oben).

„... Grunzend schiebt eine Planierraupe Erdreich vor sich her, weiter oben frißt sich ein Bagger wütend in die Bergkuppe, KRAS-Kipper bewegen sich uhrwerksgleich in einem staubigen Kreislauf..." So vor zwei Jahren die erste Begegnung von FW-Reportern mit der Baustelle auf dem Berg über dem ukrainischen Karpatenstädtchen Wolowez. 170 000 Kubikmeter Erde – etwa soviel, als würde man ein Fußballfeld 20 Meter tief ausgraben – mußten damals von den jungen Bauleuten aus der DDR für die Errichtung der letzten Verdichterstation an der Erdgastrasse zwischen Urengoi-Ushgorod abgetragen werden. Ein halbes Jahr später konnten wir sehen und im Bild festhalten, wie die ersten Fundamente entstanden. Das alles ist Geschichte. Die Station steht – 900 Meter über dem Meeresspiegel. Leichtes Summen dringt aus zwei der drei Verdichterhallen. Die beiden 25-Megawatt-Kompressoren geben dem Gas den nötigen Druck auf den Weg bis zur nächsten Station, etwa 100 Kilometer weiter, schon auf dem Gebiet der ČSSR. Der dritte Kompressor – er wurde am 30. November übergeben – steht in Reserve. Mit dem Prädikat „Ausgezeichnet" wurde die Station bereits am 30. Juni in Betrieb genommen. Auf der Erfolgsseite steht auch: die Einsparung von einem Fünftel der Arbeitskräfte und einem Viertel der vorgesehenen Mittel. Nicht gespart wurde mit Grün. Rasenflächen breiten sich aus zwischen Betriebsgebäuden und sauberen Betonstraßen, deren längste ins Tal, in die Stadt führt. Dort haben vor allem die Wohnungsbauer auf Qualität gebaut. Ihr Block II erhielt den landesweit begehrten Titel „Schönstes Wohnungsbauobjekt der Ukraine". Ein besonderes Echo bei den jungen Arbeitern rief das „Thälmann-Aufgebot" der FDJ hervor, trägt doch die von ihnen in Wolowez erbaute Schule den Namen des deutschen Arbeiterführers. Und eine der letzten Aufgaben, die sie noch bis zum 30. Juni 1985, ihrem Aufbruchtermin, erfüllen wollen, ist die Einrichtung eines Ernst-Thälmann-Kabinetts für die sowjetischen Schüler.

Hajo Obuchoff (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Zusatzfoto: TASS/G.Udowitschenko

Palette der Freundschaft

Auskünfte für FREIE WELT von Leo Wohlert, Direktor des Zentralen Hauses der DSF Berlin.

Sicher möchten Sie über Vorhaben 1985 nicht sprechen, ohne noch einen Blick auf das zurückliegende Jahr zu werfen. Welche Ergebnisse haben Sie besonders gefreut?

Daß das Vorgenommene mit viel Engagement erfüllt wurde. Allein 5 Premieren hatte unser Arbeitertheater, die Kinder des Malzirkels gestalteten im Neubaugebiet Berlin-Hohenschönhausen wunderschöne Wandelemente, die aktuell-politischen Gespräche fanden interessierte Gäste, die Zahl der Jugendveranstaltungen konnte verdoppelt werden ...

Gibt es Bewährtes, was das Kollektiv hinübernimmt ins nächste Jahr?

Weiter großen Wert werden wir auf die Qualität unserer Veranstaltungen legen. Und wir halten auch an unserem Grundsatz fest, daß bei allen Foren Fragen gefragt sind. Den Gedanken der Freundschaft zur Sowjetunion an Vorschulkinder, junge Menschen und Erwachsene heranzutragen, bleibt unser Hauptanliegen.

Wie sehen Sie die Verantwortung des Hauses bei der Vorbereitung des 40. Jahrestages des Sieges und der Befreiung?

Sowohl in den Diskussionen als auch in der künstlerischen Arbeit wollen wir die Bedeutung dieses historischen Ereignisses nicht nur für unser Volk, sondern auch für das Weltgeschehen deutlich machen, wollen die Entwicklung der Welt bis heute zeigen.

Sie sprachen von den vielen jungen Leuten, die Ihr Haus besuchen, die also die Befreiung nicht erlebt haben. Wie wird man darauf eingehen?

Für sie ist das Nacherlebbarmachen besonders wichtig. Deshalb werden vor allem bewährte Kämpfer gegen den Faschismus und Aktivisten der ersten Stunde zu Wort kommen und über ihre Erfahrungen erzählen. Wir denken dabei auch an jene Antifaschisten, die mit der Waffe gegen das Hitlerregime kämpften. Unsere Filmretrospektive, in der auch Filme Konrad Wolfs gezeigt werden, dient ebenfalls diesem Anliegen.

Interview: Ina Stritzke

Staatspreise der UdSSR 1984

Rund 400 Wissenschaftlern und Technikern, über 50 Kulturschaffenden und einer Vielzahl hervorragender Arbeiter wurde der Staatspreis der UdSSR 1984 zuerkannt. Die Ergebnisse von 14 Forschungskollektiven und 26 technische Spitzenleistungen wurden für preiswürdig befunden, u. a. die in die klinische Praxis eingeführten biologischen Herzklappenprothesen und die an der BAM angewandten neuen Methoden des Brückenbaus unter extremen Bedingungen. FOTOCHRONIKA TASS stellt einige der Preisträger vor:

Dshabbar Dshabbarow führt seit 15 Jahren unangefochten im Wettbewerb der aserbaidshanischen Schafhirten (Foto oben). 125 Lämmer auf jedes Hundert Muttertiere werden in seinen Herden geboren und von seiner Brigade verlustlos aufgezogen.

Dshemal Bushgulaschwili, erfahrener Brigadier im grusinischen Sowchos Tardsnissk, baute mit seinen Kollegen den neuen Maishybrid „Kartuli-9 MW" an und erzielte Spitzenerträge in dem bergigen Gebiet: 50 dt/ha. Das Saatgut der ersten Generation brachte dem Sowchos einen Gewinn von 300 000 Rubel.

Valentina Pawlowa, Weberin im Baumwollkombinat Donezk, konnte Bestzeiten an ihren Webautomaten erreichen, die Normen wesentlich überbieten. Ihre Erfahrungen gab sie bisher an 30 Kolleginnen weiter.

Vitali Odinoki, Kommandeur einer TU-154, weist über 14 000 havariefreie Flugstunden nach. Der Leningrader flog bereits 50 Städte in Europa an, ist Initiator eines persönlich abrechenbaren unionsweiten Wettbewerbs. 1983 sparten Odinoki und seine Besatzung 118 Tonnen Flugzeugkraftstoff ein.

Eduard Kolmanowski wurde für seine kompositorischen Leistungen ausgezeichnet. Der bekannte sowjetische Tonsetzer (Foto links) schrieb sehr populär gewordene Melodien, so „Ich liebe Dich, Leben" und auch das bei uns bekannte Lied nach Worten Jewtuschenkos „Glaubt ihr, die Russen wollen Krieg?".

Natalja Gundarewa, Verdiente Künstlerin der RSFSR (Foto oben), Schauspielerin am Moskauer Akademischen Majakowski-Theater. Ihre Gestaltung der Rollen in den Schauspielen „Das Leben des Klim Samgin" (Maxim Gorki), „Das Gerücht" (Afanassi Salinski) u. a. erhielten beste Kritiken.

Der Fenster-Einstieg

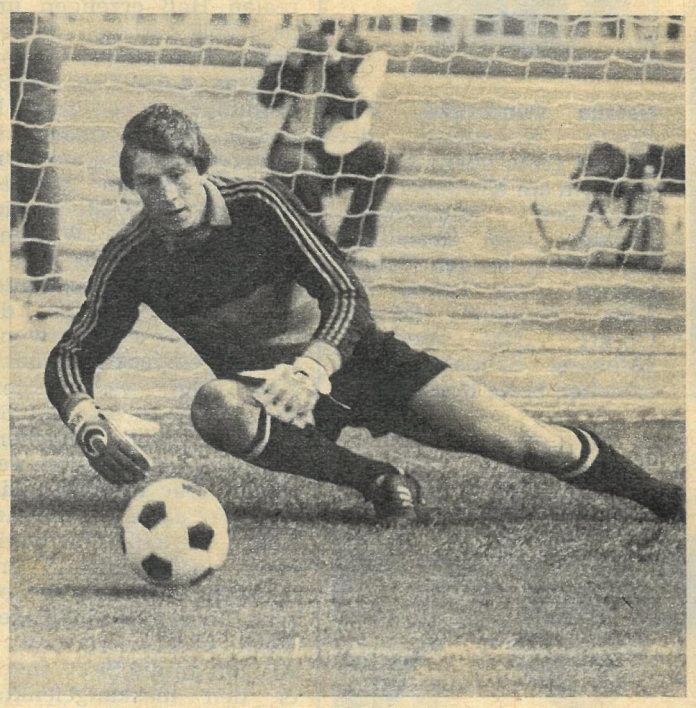
Amerikanische Zuschauer erlebten kürzlich das Schaustück eines blinden, zynischen Antikommunismus: Durch eine atemberaubend schöne Landschaft rattern Panzer und Maschinengewehre, mordend, schießend, brennend; plündernd ziehen sowjetische Soldaten durch die amerikanischen Lande zwischen Mississippi und Rocky Mountains. So im US-Film „Red Dawn". Von der Leinwand herunter wird russisch gesprochen, und die Zuschauer erleben aus englischen Untertiteln, zu welchen Untaten das „Reich des Bösen" fähig ist. Der Regisseur John Milius, ein Ultrarechter, will mit fiktiven Bildern im Genre antisowjetischer Polit-Thriller realen Haß erzeugen und dem Volk darlegen, daß ein dritter Weltkrieg gewinnbar ist. Das ist das Ziel: Die Bedrohungslüge soll durch lebende Bilder realistische Sinngebung erhalten. Dieser Film ist ein „Emblem Reagans", begeisterte sich die reaktionäre „Washington Times". Milius will in der Tat seinem Präsidenten Schützenhilfe leisten, der ein „Fenster der Verwundbarkeit" entdeckt hat, und der Film zeigt, was passiert, wenn man dieses ominöse „Fenster" nicht umgehend mit noch mehr Waffen verriegelt. Der Regisseur läßt durch diese klaffende Lücke, die außer der Regierung noch niemand entdeckt hat, sechzig sowjetische Divisionen eindringen. Noch anderweitig tritt er Reagan an die Seite, indem er den moskaugelenkten „internationalen Terrorismus" ins Spiel bringt. Folgerichtig stellen die Kubaner und Nikaraguaner die „sowjethörigen" Mordkommandos. Spanisch wird zur zweitgehaßten Sprache. Dem Erfinder des „internationalen Terrorismus", Alexander Haig, Ex-NATO-Oberbefehlshaber in Europa, Ex-Außenminister, heute unter anderem Mitglied des Direktorenrates der Filmgesellschaft „Metro Goldwyn Mayer", dankte Milius für die „nützlichen politischen Ratschläge". Auch dafür, daß er in die Vorpremiere illustre Gäste aus der Politik einlud und den Film somit in den Rang eines Staatsschauspiels erhob. Nun soll das Machwerk in der BRD anlaufen. Wie werden vor diesem Hintergrund so manche offiziellen Worte über Frieden und Versöhnung klingen?

Hans Bergmann

Zenits Debüt als Meister

In der nach achteinhalb Monaten zu Ende gegangenen 47. UdSSR-Fußballmeisterschaft gab Zenit Leningrad sein Debüt als Titelträger. Spartak Moskau und Vorjahresmeister Dnepr Dnepropetrowsk belegten die anderen beiden Medaillenplätze, aus der höchsten Spielklasse verabschieden müssen sich Pachtakor Taschkent und ZSKA Moskau. Von den insgesamt 34 Punktspielen gewann Zenit neunzehn, nur sechs wurden verloren, neun endeten unentschieden. Mit 60 erzielten Toren erwiesen sich die Leningrader als die schußfreudigste Elf der gesamten Oberliga, wobei Stürmer Juri Sheludkow mit 17 Treffern den Vogel abschoß. Nur zwei Tore mehr erzielte der Meisterschafts-Torschützenkönig – Nationalspieler Sergej Andrejew von SKA Rostow. 32 Gegentore bedeuten für Zenit den vierten Platz hinter den „Dynamos" aus Minsk und Kiew sowie Spartak Moskau mit Nationaltorwart Rinat Dassajew zwischen den Pfosten. Für Zenit alle 34 Meisterschaftsspiele bestritt im Zenit-Tor der 26jährige Michail Birjukow (unser Bild). Er gilt als Strafstoßspezialist: In dieser Saison konnte er alle vier gegen Zenit verhängten Elfmeter halten! In der Nationalmannschaft ist er zweiter Mann hinter Dassajew, der Birjukow wegen dessen Kaltblütigkeit und Reaktionsschnelligkeit beneidet. Zenit-Cheftrainer Pawel Sadyrin lobt die ausgeglichene Leistung seiner Mannschaft über die gesamte Meisterschaftsserie: „Nach dem 21. Spieltag, als wir gegen Dynamo Tbilissi gewannen, übernahmen wir die alleinige Tabellenführung und gaben sie bis zum Schluß nicht mehr ab. Besonders erfreulich war unsere psychologische Fitness vor allem in Auswärtsspielen. Wir hatten uns das Ziel gestellt, zu den drei Erstplazierten zu gehören. Um das auch zu erreichen, gelang uns zunehmend eine Verbesserung der Spielqualität. Zudem gibt es heute, im Gegensatz zu früher, bei uns echte Spielerpersönlichkeiten. Dazu zähle ich vor allem Torwart Birjukow, den Mittelfeldspieler Larionow sowie die Stürmer Klementjew und Sheludkow. Die Mannschaft erwies sich immer als ein stark gefestigtes Kollektiv, in dem jeder für jeden da ist." Nikolai Larionow übrigens ist der einzige Auswahlspieler in den Reihen der Leningrader. Wegen Meniskusverletzung stand er seiner Mannschaft mehr als ein Jahr nicht zur Verfügung. Daß der neue Meister so lange ohne ihn auskommen mußte und trotzdem den Titel gewann, macht den kollektiven Erfolg noch wertvoller.

Adi Kodym



Rekord hält Dynamo Moskau

Elf Mannschaften konnten bisher bei insgesamt 47 Landesmeisterschaften in der UdSSR den Titel erringen:

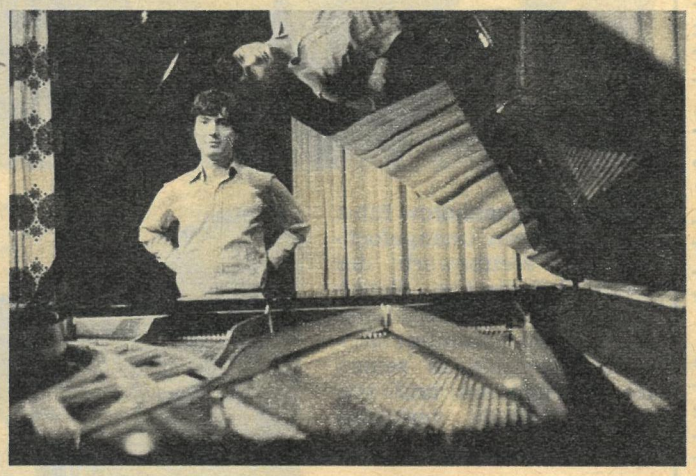
Dynamo Moskau	11mal
Spartak Moskau	10mal
Dynamo Kiew	10mal
ZSKA Moskau	6mal
Torpedo Moskau	3mal
Dynamo Tbilissi	2mal
Ararat Jerewan	1mal
Sarja Woroschilowgrad	1mal
Dynamo Minsk	1mal
Dnepr Dnepropetrowsk	1mal
Zenit Leningrad	1mal

Pianotournee

Seine erste DDR-Tournee beendete der ungarische Pianist István Székely. Bei den Gastspielen im Berliner Schauspielhaus, in Jena, Schwerin und Güstrow hatte er auch seine „Vorlieben" Bartók, Mozart, Ravel und Debussy im Programm. Der 24jährige, Preisträger internationaler Wettbewerbe und Gast in Konzertsälen vieler Länder, ist noch Student der Budapester Musikhochschule.

Seidenmalerin

Ehe die bulgarische Modeschöpferin Maria Iwantschewa ihre Modelle gestaltet, entwirft sie Ornamente, die sie auf Seide überträgt. Gerade Silhouetten, Kimonoformen, Fledermausärmel bringen die kostbaren Stoffmalereien wirkungsvoll zur Geltung. Diese Bluse gehört zur jüngsten Kollektion der Künstlerin. Maria Iwantschewa hat Architektur und angewandte Kunst studiert.



Kriegsecho

Wjatscheslaw Talko, Oberleutnant einer Pioniereinheit der sowjetischen Armee, entschärft im ukrainischen Landkreis Korsun-Schewtschenkowski im zweiten Weltkrieg verschossene Granaten, sogenannte Blindgänger. In diesem Jahr mußte er über 700mal eingreifen, um zu verhindern, daß die Schlacht, die hier vor 40 Jahren tobte, immer noch Opfer findet. Zu Beginn der Operation der Roten Armee bei Korsun-Schewtschenkowski gegen die sich auf dem rechten Dnjepr-Ufer einkrallenden faschistischen Divisionen der Gruppierung „Süd" feuerten auf diesem Boden nahezu neuntausend Geschütze und Panzer, klinkten über dieser Erde eintausendsiebenhundert Flugzeuge ihre Bomben aus...

Winterhilfe

Im Wintersportgebiet von Zelesná Ruda (links) befindet sich das Zentrum des Bergrettungsdienstes im Böhmerwald. Besonders in der Skisaison wartet viel Arbeit auf seine fünf hauptamtlichen und 150 freiwilligen Helfer. Kommen doch bis zu 37000 Besucher an einem Saison-Wochenende hierher in die Berge.

Riesentreff

Seit zehn Jahren lädt ein Klub in Wrocław zu einem Ball der Riesen ein. Dieses Mal wurde Roman Raczkowiak aus Szczecin mit 2,15 Meter als längster Pole gekürt. Der längsten Polin, Maria Milachowska aus Poznan, fehlen 3 cm an zwei Meter Körpergröße. Aktenkundig ist, daß außer ihnen noch drei Polen entsprechende Maße aufweisen: Marek Wiliński, Irena Folta, Krystyna Jastrzebska.

Nach Malta – über Land?

Sehr viel schneller, als Kartographen und Kartenverlage der UdSSR neue Regional- oder Übersichtskarten herausbringen können, verändern Bauleute im großen geographischen Raster von Längen- und Breitengraden das Karten-Bild des Landes. Wo gestern Geologen oder Geodäten ihre Zelte aufgeschlagen hatten, heute provisorische Bohr-, Förder- oder Bautruppensiedlungen sich ins Gelände schmiegen, wachsen morgen Orte, Städte heran – wie voreinst Komsomolsk oder Magnitogorsk, wie jüngeren Datums Tynda und Berkakit, Kostomukscha oder Jamburg. Um Namen waren und sind die Gründer nicht verlegen, so beispielsweise die Neusiedler von Bam, dem Eisenbahnknoten mit Stadtcharakter an TRANSSIB und BAM. Wer sich mit dem Atlas der UdSSR einmal näher beschäftigt, dem sei versprochen, daß er das Ortsregister hier und da mit Schmunzeln lesen wird. Eine Originalität stellen dabei jene Dörfer, Eisenbahnstationen und sogar Städte dar, geschmückt von Hauptstadt- oder Stadtnamen aus anderen Ländern. So zum Beispiel Berlin, Leipzig, Paris, Warna oder Warschau (Tscheljabinsker Gebiet). Die Namen von Leipzig und Paris (Parishskaja) sind als Eisenbahnstationen gleich nochmal zu finden – im Gebiet Odessa. Nicht minder wäre es möglich, nach Kabul (Südkasachstan) sowie Kairo (Aktjubinsker Gebiet) ein Inland-Billett zu erwerben. Selbst nach Malta (bei Irkutsk), Kuba (Stadt in Aserbaidshan), nach Bagdad (Fergana-Tal), Karatschi (Gebiet Kirow) oder gar nach Panama (Omsker Gebiet) ging's bequem – ohne Schiff und über Land. Ebenso sicher könnten Sie jederzeit darauf wetten, daß Nizza nahe der Ostseeküste in der Lettischen, Rabat in der Usbekischen SSR, Rom in der Mari-ASSR oder Shanghai im Norden des Nowosibirsker Gebietes liegen. Die Lösung des Namen-Verwirrspiels? Zumeist darin zu suchen, daß – in früherer Zeit – heimgekehrte Soldaten, die in den Weiten unter russischer Hoheit mit Land belohnt wurden (Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts), ihrer neuen Heimatsiedlung gern ruhmvoll-würdevolle Namen gaben. Ich fand sie jüngst im neuen, 1984 in Moskau erschienenen „Atlas der UdSSR".

Boris Pankow

Einfälle für viele Felle

In Tschimkent kann man unter Umständen gehörig das Fell gegerbt bekommen. Der Zootechniker Tagai Kanseitow (Foto oben) bestätigt uns das an Ort und Stelle. Was da zu mannshohen Bergen aufgetürmt liegt, in der einen Halle allein im Werte von 15 bis 17 Millionen Rubel, ist vorerst für kein fremdes Auge bestimmt: graue, braune, schwarze, silbrig-weiße... viele tausend Karakullammfelle, aus denen man die in aller Welt begehrten Persianerpelze macht. Während die Karakulschafzucht in den anderen mittelasiatischen Republiken der Sowjetunion auf Jahrhunderte zurückblicken kann, begann man damit in den kasachischen Wüsten und Halbwüsten erst vor fünfzig Jahren. 1929 wurde der erste kasachische Karakulzuchtsowchos gegründet, heute sind es in der Republik, die inzwischen ein Drittel des gesamten Aufkommens der UdSSR an feinsten Lammfellen liefert, über hundert landwirtschaftliche Spezialbetriebe. Einer davon ist der Sowchos im Gurewsker Gebiet, in dem Tagai Kanseitow arbeitet. Sechstausend Felle hat er in diesem Jahr abgeliefert, mehr als im Plan vorgesehen war. „Unser Werk, das einzige der Republik", erfahren wir in der Tschimkenter Gerberei, „ist 1955 gebaut worden.

Das Verfahren ist im Prinzip das althergebrachte, die Technologie aber an vielen Stellen durch den Einsatz hochproduktiver Maschinen wesentlich verbessert worden. Sonst würden wir den derzeitigen Jahresausstoß von 1,2 Millionen hochwertiger Felle nicht schaffen. Die Trockenstrecke beispielsweise, ein Automat, in dem in dreieinhalb bis vier Stunden eine sonst Tage und Wochen andauernde Prozedur nachvollzogen wird, ist in der Sowjetunion bisher einmalig. Und das ohne die geringsten Qualitätseinbußen. Davon kann man sich im Museum des Tschimkenter Instituts für Schafzucht überzeugen: Die kasachischen Felle sind den dort ebenso deponierten Proben berühmter Exemplare aus dem Süden Afrikas nicht nur ebenbürtig, sondern in Muster und der Farbenvielfalt deutlich überlegen. Welche Pläne hat der Werkdirektor für 1985? „Zu erreichen, das nicht das kleinste, und sei es nur ein daumengroßes Stück der wertvollen Felle verlorengeht. Solche Abfälle bei der Beschneiderei wurden von uns erstmals gesammelt, nach 100 verschiedenen Merkmalen sortiert und dann in einer eigenen Schneiderei zu Mänteln zusammengefügt. Aus über 3000 Puzzlestücken besteht solch ein Pelz! Die mühselige Arbeit lohnt sich nicht nur für den Betrieb – diese Mäntel können zu einem Preis von 200 bis 300 Rubel verkauft werden."

Dietrich Pätzold

● Erfahrenes

Der Preis der Wahrheit? – Eine errungene, durch persönliches Schicksal erkämpfte, ist sehr teuer. Für manchen ist's bequemer, eine fremde, sozusagen kostenlose zu benutzen. Blättern ohne zu lesen, leben ohne nachzudenken, das macht ärmer.

Daniil Granin, Schriftsteller

● Am Rande

Einen aufgeregten Anruf erhielt der Arzt vom Dienst der Fliegenden medizinischen Betreuung im kasachischen Gebietszentrum Aktjubinsk vom Gemeindearzt aus dem 350 Kilometer entfernten Ort Irgis: „Nach den Symptomen zu urteilen hat mein Patient eindeutig eine Appendizitis. Wir haben aber keinen Blinddarm gefunden." Sofort

machte sich ein Team der „Fliegenden Schnellen Hilfe" auf den Luftweg. Wenig später staunte auch der erfahrene Chirurg aus dem Gebietskrankenhaus. Der Patient hatte tatsächlich einen entzündeten Blinddarm, aber der befand sich nicht wie gewöhnlich rechts, sondern links. Auch alle anderen Organe liegen seitenverkehrt, so daß sein Herz auf dem rechten Fleck schlägt.

● Splitter

Zum Amateurschatzgräber avancierte Tibor Kovács aus dem westungarischen Ort Letenye. Beim Ausheben einer Kellergrube in seinem Garten stieß sein Spaten auf einen alten Milchkrug, der mit 1868 verschiedenen, insgesamt 12,62 Kilo schweren Silbermünzen, darunter einem Doppeltaler aus dem Jahre 1754, gefüllt war.

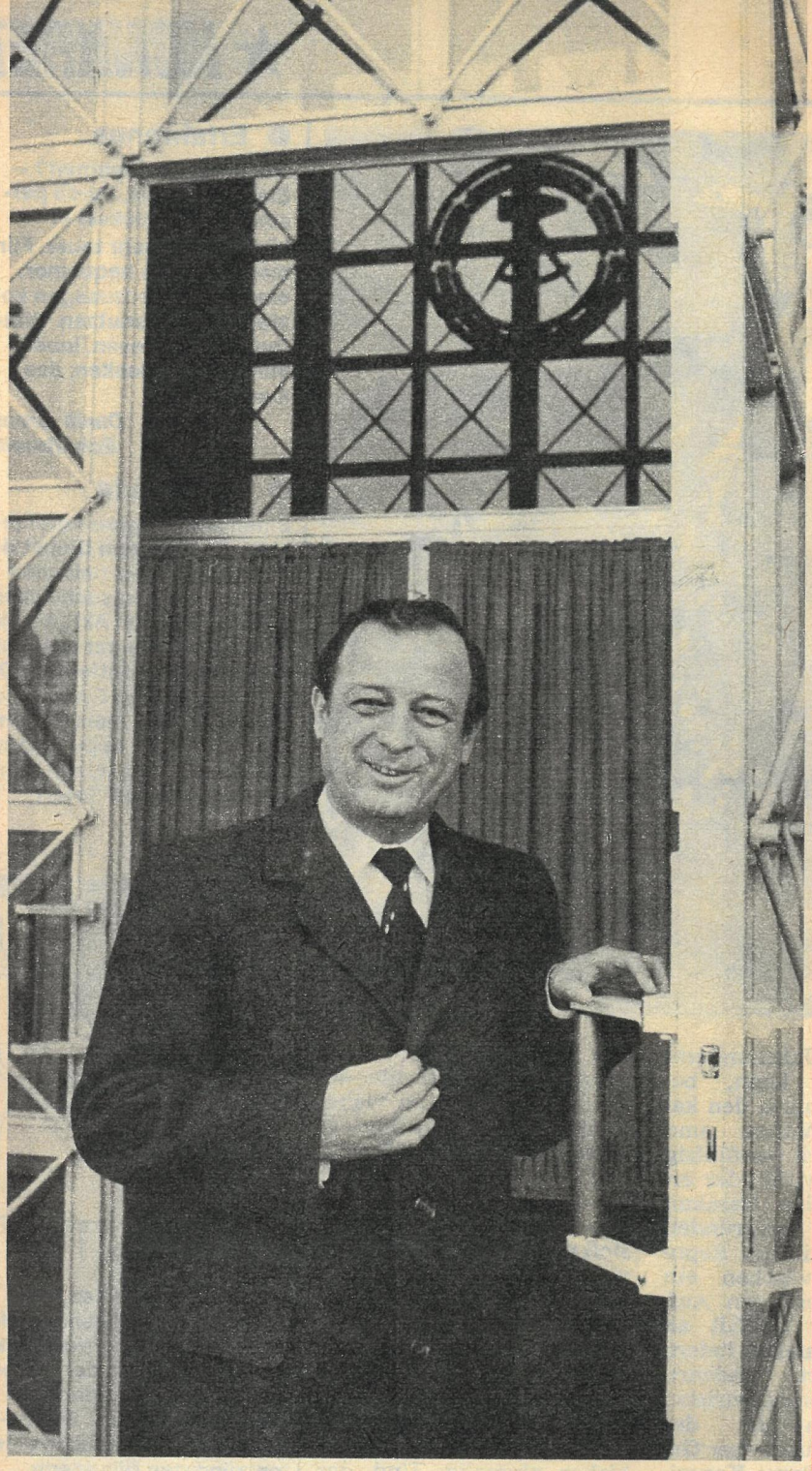
Jahrhundertealte Erfahrungen böhmischer Bierbraukunst finden in sowjetischen Brauereien verbreitet Anwendung. 112 Bierproduzenten haben ihre Betriebe mit Anlagen aus der ČSSR ausgerüstet.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: V. Billeb, D. Christel; ZB/BTA, APN, TASS/W. Solowjew, O. Litwin, L. Samsonow, W. Tscherzdinzew, M. Datikaschwili, S. Smolski, A. Konkow; Interpress Repro (1); Vignette: D. Schüler

Sichten — Ansichten — Aussichten

Hier ist unser Platz

Sieben Bürger unseres Landes blicken zurück auf 1984, sprechen quasi an der Tür-Schwelle zum neuen Jahr über ihre Pläne, Wünsche, Erwartungen. Da mischt sich Persönliches mit Allgemeinem, Privates und Gesellschaftliches durchdringen einander auf natürliche Weise. Unverwechselbar, nicht austauschbar die persönlichen Abrechnungen für 1984, übereinstimmend dagegen die Bilanz für die res publica, die allen gemeinsame öffentliche Sache. Kein Gegeneinander, das Miteinander prägt die Aussagen, das starke Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verwurzelung: Hier sind wir zu Hause, hier ist unser Platz. So kann jeder von uns auf dieses gute, erfolgreiche Jahr, das fünfunddreißigste im Dasein unseres Landes, zurückblicken. Als die siegreiche Sowjetarmee vor rund vierzig Jahren die Überlebenden aus der Unfreiheit erlöste, öffnete sie allen — denen, die widerstanden hatten, wie denen, die in die Irre gegangen waren — den Zugang zu einer Wende der deutschen Geschichte. Wir haben diese Chance genutzt und geben sie nicht mehr aus der Hand. Die Wende ist nicht mehr umkehrbar. Aus solchem Bewußtsein eigener Kraft und Macht wachsen Hoffnung und Vertrauen, daß es gelingen wird, im Bündnis mit der Sowjetunion und allen Gleichgesinnten, in Zusammenarbeit mit jedem, der auf Vernunft und Besonnenheit setzt, jene ernste Gefahr abzuwenden, die dem Fortbestand der Menschheit droht. So gehen wir in das neue Jahr, so richten wir den Blick voraus auf die letzten Jahre dieses Jahrtausends. Ohne Illusionen, doch zuversichtlich und entschlossen.



Anerkanntes

Franz Jahsnowski, Chef des Protokolls, Leiter der Abteilung Protokoll im MfAA

Wenn ich auf ein Jahr zurückblicke, vergleiche ich es immer mit anderen. 1984 war wohl mit das Intensivste, was ich je erlebt habe. Unsere Hauptstadt ist zu einem Zentrum außenpolitischer Aktivitäten geworden. Für mich auch ein Beweis dafür, daß die Persönlichkeiten unserer Partei- und Staatsführung begehrte und geachtete Gesprächspartner sind. Ich habe erlebt, mit welchem Wissen, mit welch persönlichem, menschlichem Engagement Erich Honecker die Gespräche für die Sache des Friedens mit seinen Gästen führt. Das bleibt nicht ohne Wirkung auf die ausländischen Repräsentanten. Ich denke an seine Begegnung mit Pierre Trudeau, der mit Sohn Sascha unsere Republik besuchte. Da saßen sich nicht nur zwei Staatsmänner gegenüber. Da kam immer wieder die große Verantwortung zum Ausdruck, die beide auch als Väter für die friedliche Zukunft aller Kinder und Enkelkinder fühlen.

Es ist kein Widerspruch, wenn ich mich als Chef des Protokolls, der ja für dessen Einhaltung verantwortlich zeichnet, darüber freue: Es waren nie Begegnungen im rein protokollarischen Sinn, sondern Treffen mit viel menschlicher Wärme und Einfühlungsvermögen. Seit ich diese Aufgaben erfülle, das sind 12 Jahre, begleite ich ausländische Gäste auch in die Bezirke, wo es natürlich zu Gesprächen kommt. Und ich bin immer wieder stolz, in welch würdiger Weise sich die Bürger unseres Landes auf dem sogenannten diplomatischen Parkett bewegen. Für 1985 sind viele Aktivitäten abzusehen. Der 40. Jahrestag des Sieges und der Befreiung steht vor der Tür, der Bruderbund mit der Sowjetunion wird weiter gefestigt werden, noch enger werden die sozialistischen Staaten zusammenrücken. Und an unserem Grundsatz – lieber zehnmal verhandeln als einmal schießen – wird festgehalten.

Freudiges

Karin Kania-Enke, Olympiasiegerin

Das Jahr '84 hat mir wirklich viel Glück gebracht: gleich zwei olympische Goldmedaillen und zwei Weltmeistertitel. Noch nie in meiner sportlichen Laufbahn war ich so erfolgreich. Daß ich die Freude darüber mit Millionen Sportbegeisterten zu Hause teilen durfte, zeigten mir die Telegramme, Briefe und Begegnungen danach. Ich war richtig stolz auf uns, die wir zu dritt – Christa Rothenburger, Andrea Schöne und ich – in Sarajevo alles Gold geholt haben, was im Eisschnellauf der Frauen zu vergeben war. An der Schwelle zum neuen Jahr stehe ich nun kurz vor einem neuen und dem wohl wichtigsten Ereignis meines bisherigen Lebens: Ich werde im Januar Mutter und warte mit Ungeduld auf mein erstes Kind. Dabei hoffe ich und will alles dafür tun, daß es in einer friedlichen Welt aufwächst und all das Schöne genießen kann, was unsere sozialistische Gesellschaft bereithält. Ich freue mich darauf, für mein Baby zu sorgen, freue mich über die eben bezogene neue Wohnung. Gemeinsam mit meinem Mann, einem Dresdner Sportlehrer, werde ich sie nun einrichten. Und dann heißt es, möglichst schnell nach Leipzig zurück, um mein Studium der Kunstgeschichte fortzusetzen. Im kommenden Sommer will ich dann einen weiteren Schritt wagen: neu anfangen im Sport. Ich kann mir schon heute vorstellen, was da für eine harte Zeit auf mich zukommt. Aber ich will es schaffen. Andere Frauen im Sport – wie Andrea Schöne und Natalja Petrussewa im Eisschnellauf – haben es vorgemacht. Als Mütter sind sie erneut zu sportlichen Höhen gelangt. Da werde ich mich auch durch alle Schwierigkeiten hindurchkämpfen, es den beiden gleichtun. Dabei verfolge ich ein großes Ziel: 1988 in Calgary zum dritten Mal an Olympischen Spielen teilzunehmen. Hoffentlich mit einem guten Erfolg.

Aufregendes

Wilfried Wegener, Anlagenfahrer im Konverterstahlwerk, Eisenhüttenstadt

Für mich begann das Jahr damit, daß ich endlich wieder zu Hause war – nach acht Wochen Spezialausbildung im modernsten österreichischen Konverterstahlwerk in Linz. Trotzdem hatte meine Frau auch in den folgenden Wochen oft Grund, sich zu fragen: Wann kommt er denn nun endlich? Denn während des „Trokkentrainings" ging so manche Freizeitstunde flöten. Und nach dem 7. März, dem Tag, als die erste Charge vergossen wurde, als wir zum ersten Mal im eigenen Betrieb Roheisen zu Stahl machten, blieb für Persönliches noch weniger Zeit. Da hatte ich nun jahrelang als 1. Anlagenfahrer im Kaltwalzwerk gearbeitet, hatte meinen Meisterabschluß in der Tasche, hatte monatelang Konverterstahlwerk-Theorie gebüffelt. Trotzdem gab's jetzt, da sich die Theorie in der Praxis bewähren mußte, auch bei mir, der ich äußerlich völlig ruhig schien, innerlich ganz schöne Aufregung. Schließlich geht's bei jedem Verguß um Millionenbeträge. Und jede Panne würde ähnlich großen Schaden bringen. Aber in meinem Alter – ich bin Jahrgang '49 – schon so eine Verantwortung zu tragen, macht zugleich auch stolz. Ich habe sehr bedauert, daß ich an jenem Tag, da unser neues Werk – sehr konkreter Ausdruck friedlicher Koexistenz – durch Erich Honecker und Fred Sinowatz übergeben wurde, gerade keine Schicht hatte. Doch ich habe natürlich am Bildschirm alles miterlebt und dabei auch meine Frau gesehen, die bei der Begrüßung unserer Gäste am Straßenrand winkte ... In meiner B-Schicht arbeiten übrigens mehr als 40 Kollegen, die aus den Zentren unserer Stahlindustrie kommen. Sie haben mich im Oktober zum Vertrauensmann gewählt. Wünsche für '85? Daß alles gut klappt. Und daß Stahl Eisenhüttenstadt endlich in die Oberliga aufsteigt.

Handfestes

Dr. h. c. Rudi Rosenkranz, Generaldirektor des VEB Kombinat TEXTIMA

Momentan bin ich wieder einmal Student. Ich nehme an einem Erfahrungsaustausch am Institut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED teil. Hier mache ich mich auch vertraut mit den Erfahrungen anderer Wirtschaftsleiter bei der Intensivierung der Produktion, erhalte wertvolle Anregungen und kann Vergleiche zum eigenen Kombinat ziehen. Was hat nun das Jahr '84 den Textilmaschinenbauern gebracht? Unsere Konzentration auf die wissenschaftlich-technische Arbeit beginnt sich mehr und mehr auszuzahlen. In keinem Jahr zuvor haben wir soviel neue Erzeugnisse in die Produktion eingeführt. Die Kunden in über 30 Ländern konnten wir erneut zufriedenstellen. Trotzdem müssen wir zulegen, weil das produzierte Volumen noch nicht ausreicht, weil der Bedarf der Bevölkerung und der Textilindustrie ständig wächst. Sehr gefreut habe ich mich über die Spinnereimaschinenbauer, die mit Forscherdrang und Fleiß den Rückstand zur Spitze weitgehend wettgemacht haben. Wichtiger Baustein unserer Erfolge ist die enge Kooperation mit der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt, die handfeste Ergebnisse brachte: Einführung neuer Technologien und Weiterentwicklung bewährter Erzeugnisse. Für den Anteil, den ich dazu beisteuern konnte, erhielt ich vor wenigen Wochen den Ehrendoktor-Titel. Ein schöner Ansporn. Das erste Echo auf das 9. Plenum unserer Partei aus meinem Kombinat sagt mir, daß das Wort gehört wurde: Verpflichtungen zur zusätzlichen Materialeinsparung, zur Produktion von mehr Rationalisierungsmitteln und Überbietung der Konsumgüter-Kennziffern – beispielsweise bei Diamant-Fahrrädern, Veritas-Nähmaschinen, Wäschezentrifugen und Bügelmaschinen. Auch die Direktbeziehungen zwischen den Nähmaschinenwerken in Wittenberge und Podolsk werden uns weiterbringen.

Normales

Renate Kemling, Genossenschaftsbäuerin, LPG Pflanzenproduktion Marxwalde

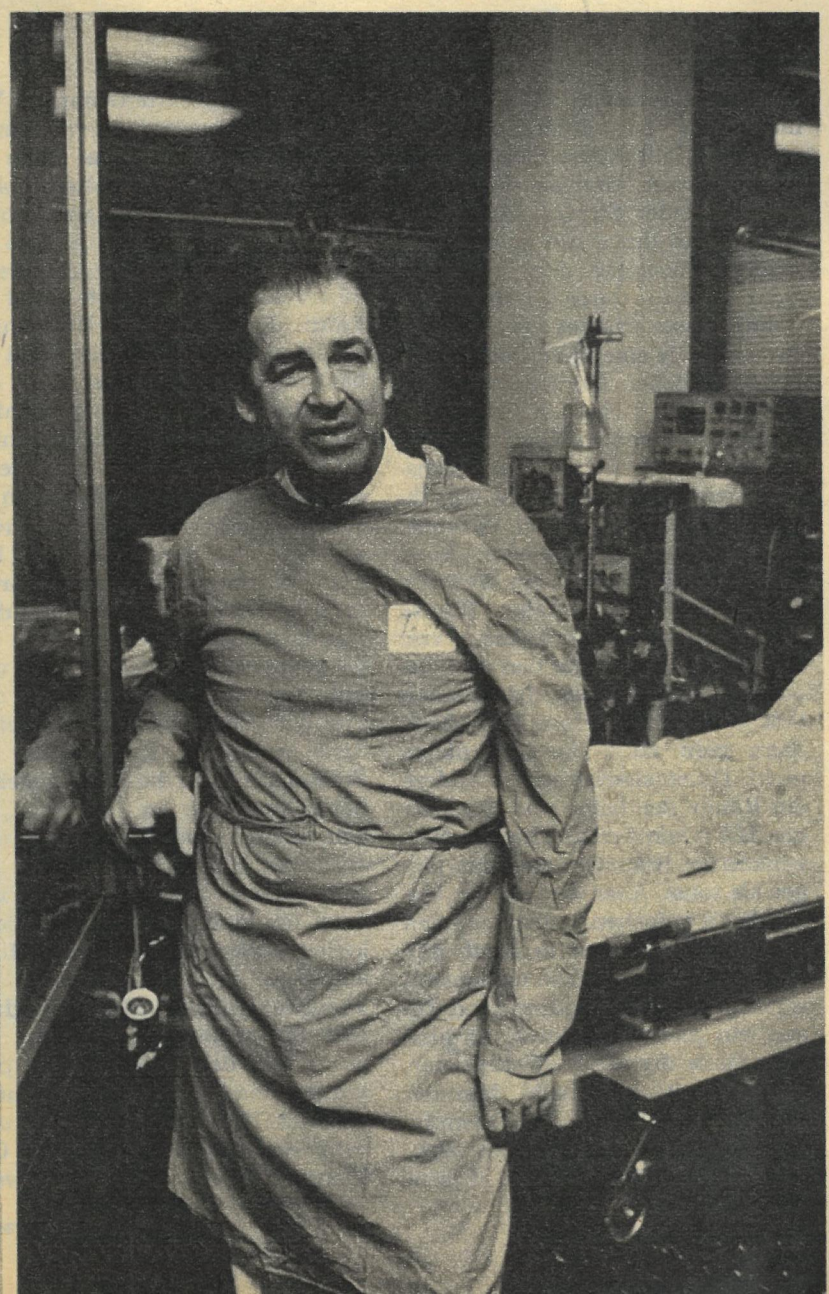
Katrin, meine zweite, kam im Juli '83 als Sonntagskind zur Welt, und bereits ihre ersten Lebenswochen verbrachte sie in unserer neuen zentralgeheizten Wohnung auf der Friedrich-Engels-Straße. Ich war also, als '84 begann, mitten im Babyjahr. Und da ging es gar nicht immer so ruhig zu. Schließlich kandidierte ich im Frühjahr erstmals für meine Partei – ich bin seit 15 Jahren Genossin – für den Kreistag Seelow. Und wurde am 9. Mai, genau zwei Tage vor meinem 33. Geburtstag, als Abgeordnete gewählt. Seither arbeite ich in der Kommission Handel und Versorgung mit. Für Katrin bekam ich mit Hilfe meiner Genossenschaft einen Krippenplatz, und als ich Anfang Oktober wieder in der LPG anfing, war inzwischen unsere neue, mit moderner Technik ausgestattete Be- und Verarbeitungsanlage für Gemüse fertiggestellt, wo an Ort und Stelle auch gleich gefrostet werden kann. (Gegenwärtig sind es Möhren). Dadurch haben sich für mich und meine Kolleginnen die Arbeits- und Lebensbedingungen entscheidend verbessert. Ich kann durchaus beurteilen, was das bedeutet, denn ich habe körperlich schwere Landarbeit noch selbst erlebt. Übrigens wurde in diesem Jahr an meinem Hochzeitstag überall in unserem Land besonders kräftig gefeiert, kein Wunder, schließlich ist mein Hochzeitstag der 7. Oktober. Und für meinen Mann gab's ein weiteres Jubiläum: Er ist seit zwanzig Jahren Berufssoldat, hat zwanzig Jahre dafür gearbeitet, daß Frieden bleibt. Im nächsten Jahr hat Katja, unsere Große, Jugendweihe. Und in unserer Genossenschaft wird es im Wettbewerb zum XI. Parteitag vor allem darum gehen, durch die gute Arbeit von uns allen noch höhere Erträge zu erzielen. Die 84er Ergebnisse – und die waren bei uns gut! – sind für uns nicht Endpunkt, sondern Ausgangspunkt neuer Überlegungen. Und das ist nicht nur meine Meinung.

Hier ist unser Platz

Herzliches

Professor Dr. Harry Warnke, Leiter der Herzchirurgie der Berliner Charité

Als wir vorgestern einen 60jährigen Infarkt-Patienten operierten, bestand permanent die Gefahr, daß das berüchtigte Flimmern auf dem Kontrollschirm einsetzt. Heute ist der Mann außer Gefahr und schmerzfrei. Solche guten Tage gab es viele. Und es wird sie auch 1985 geben. Genauso, wie ich mir selbst treu bleiben werde: ein chronisch Unzufriedener und unheilbarer Optimist zugleich. Wir sind nun das dritte Jahr in unserem neuen Haus, und es hat sich bewährt. Die OP-Räume, die Intensivstation, die Bettenzimmer sind von internationalem Niveau. Auch haben wir die Anzahl der Operationen deutlich erhöhen können, stehen nicht schlecht im internationalen Vergleich, auch wenn wir den Empfehlungen der WHO, der Weltgesundheitsorganisation, 150 solcher Operationen je 1 Million Menschen, noch nicht nachkommen können. Gleich anderen werde ich jedoch alles daransetzen, daß wir im kommenden Fünfjahrplan weitaus mehr Patienten operieren können. Das bedeutet natürlich den Einsatz von noch mehr Herz-Lungen-Maschinen. Und ich werde solange unzufrieden sein, bis nicht auch bei uns alle Patienten operiert werden, denen wir helfen können. Wir müssen höhere Forderungen an unsere Medizintechnik stellen. Ein guter Ausblick ist für mich die Tatsache, daß die Produktion hochwertiger künstlicher Lungen durch die Zusammenarbeit der RGW-Staaten ermöglicht werden soll. Nun, wir haben im vergangenen Jahr 560 von Herz-Lungen-Maschinen gestützte Operationen ausgeführt. 1985, so denke ich, werden es sicher an die 600 sein. Eine harte Arbeit. Aber eine Arbeit, die mir Erfolg und Freude bringt. Und deshalb will ich es ähnlich einem Leistungssportler auch privat so halten wie '84: Keine langen Fernsehabende, das Glas Wein dem Wochenende vorbehalten.

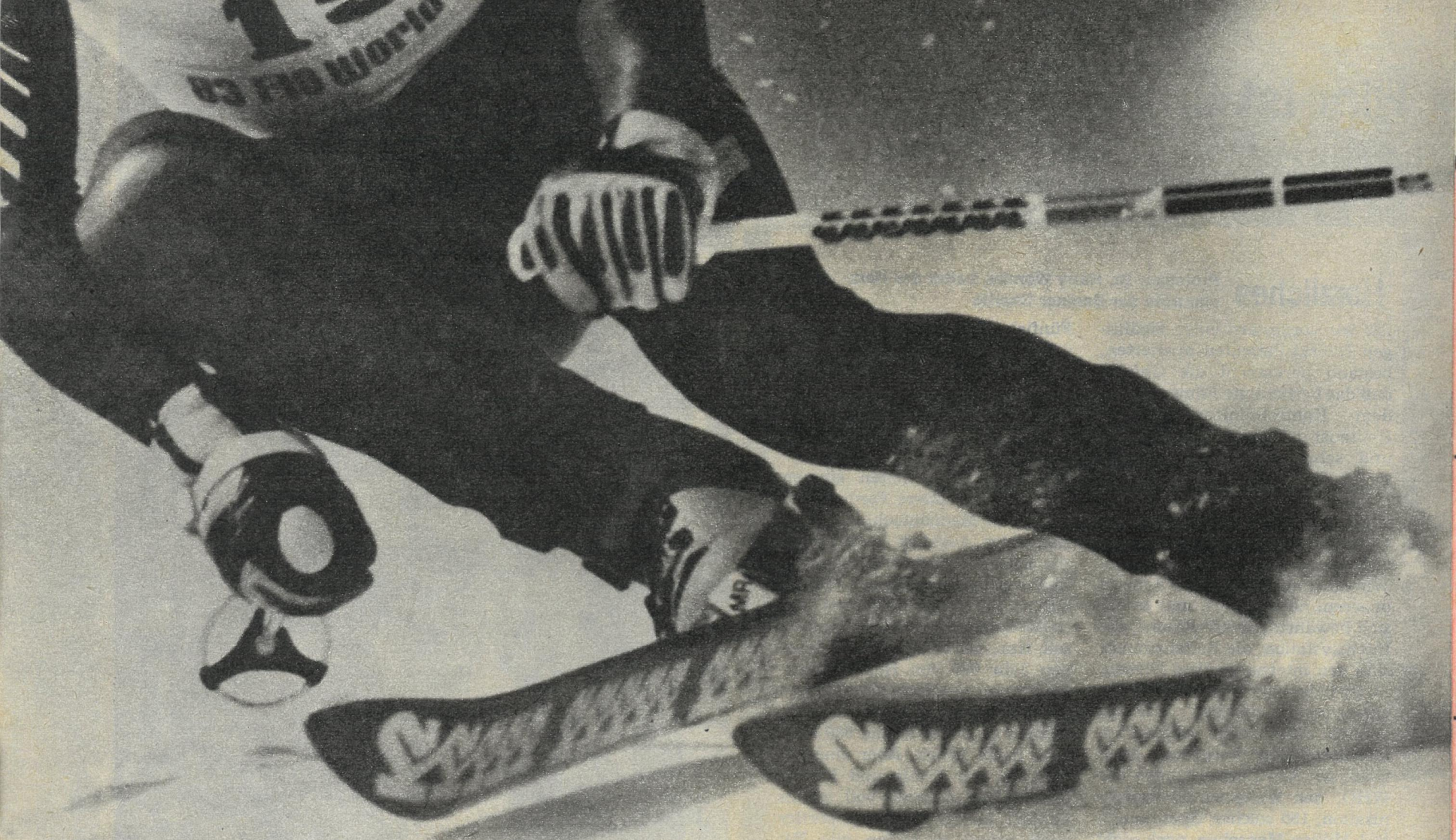


Liebevolles

Helga Hahnemann, Unterhaltungskünstlerin

„Berlin, du bist die größte Quasselstrippe von der Welt ...", daß mein Lied so ein Schlager geworden ist, freut mich, besonders als Berlinerin! Hier geboren und aufgewachsen, habe ich ein ganz tiefes Gefühl für meine Stadt, da ist mir das Alte vertraut und das Neue längst liebgeworden. Neues gibt es ja nun nicht wenig, doch niemand wird mir übelnehmen, wenn ich da zuallererst an unseren prächtigen Friedrichstadtpalast denke. Im April ging der Vorhang zum ersten Mal hoch und ich im Premierenprogramm drin – das war schon ein wunderbares Erlebnis, das stärkste im vergangenen Jahr. Stolz bin ich natürlich auch, weil wir hier, bei mir zu Hause, solch ein Haus bekamen und die besten internationalen Leute sich drängen, an ihm zu arbeiten. Und nicht weit entfernt von der Friedrichstraße gibt es wieder das Berliner Schauspielhaus. Keine Frage, daß ich da gerne hineinginge, bloß, wie komme ich an eine Karte 'ran ... Also, ich würde sagen, es war ein gutes Jahr, zumal „Jetzt kommt die Süße" erschien. Meine erste LP wurde gleich über 130 000mal verkauft. Aber eigentlich bin ich schon mittendrin in 1985. Im Januar startet „Helgas Top(p) Musike-Show" im Palast der Republik, dafür arbeite ich jeden Tag, auch und vor allem im Ballettsaal. Aber wenn ich dann auf der Bühne stehe, soll mir keiner anmerken, wie man sich anstrengen muß. Werde trotzdem nicht verraten, wie lange es bei mir gedauert hat, bis ich eine Show in den Griff bekam. Singen, tanzen, komisch sein, das reicht allein nicht aus, dazu braucht man ein gutes Textbuch, aber auch seine ganze Persönlichkeit. Auf der Bühne gebe ich mich ganz, denn ich will das Publikum mitreißen und fröhlich machen. Ich wünsche uns allen ein gesundes, friedliches 1985.

Redaktion: Ina Stritzke, Fotos: Detlef Christel (5), Detlev Steinberg (1), Karl-Heinz Böhnke (1)



Das verflixte Wachs

Wenn er das Wort Wachs hört, packt manchen Skiläufer der Graus. Die immer wiederkehrenden, obwohl lexikalisch gar nicht festgehaltenen Begriffe vom V e r wachsen und U m wachsen sind Vokabeln, die keiner mag. Sie bringen nur Ärger. So wird der Wunsch verständlich: Wann endlich kommt die Zeit, da der Skiläufer kein Wachs mehr braucht? Die alpinen Rennläufer und die Skispringer haben's relativ gut: Sie brauchen nur Wachs zum Gleiten. Doch der Langläufer hat schon sein Päckchen zu tragen: Sein Ski muß sowohl gut gleiten als auch im Moment des Abdrucks oder den Berg hinauf eine Haftreibung ermöglichen, die maximalen Krafteinsatz gewährleistet und ein Wegrutschen ausschließt. Wir sind der „Sache Wachs" nachgegangen.

50-km-Skimarathon 1971 am Holmenkollen. Die Quecksilbersäule steigt. Es fällt Neuschnee, er wird immer nasser. Und als die Läufer die Hälfte der Strecke hinter sich haben, gibt ihnen die durchgebrochene Märzsonne den Rest: Die Spur vereist – unter der tränenden Schneedecke arbeitet das gefrorene Erdreich wie eine Tiefkühltruhe. So gehen plötzlich bei jedem Schritt auf dem sich bildenden Harsch die Skier ihre eigenen Wege. Im Feld der 62 Starter bricht das Wachschaos aus. Dreiunddreißig von ihnen strecken die Waffen, darunter vier der besten Norweger. Auch der Finne Oikarainen, ein Weltmeister. Der Klingenthaler Klause führt einen Kautschukakt vor: Beim „Ölwechsel" auf den nun viel zu glatt gewordenen Laufflächen läßt er die Bretter am Fuß. Doch dann geht auch bei ihm nichts mehr. Dutzendweise stehen andere am Rande der Loipe und wachsen um. Mit schon durchlöchertem Nervenkostüm brauchen sie dazu länger als sonst. Aber weil sie um keinen Preis aufgeben wollen, nehmen sie zähneknirschend in Kauf, daß sie an einem Sieg schon meilenweit vorbeigelaufen sind. Gjermund Eggen, ein paar Jahre zuvor an gleicher Stelle dreifacher Weltmeister, kommt mit elfeinhalb Minuten Rückstand zum Ziel, der Olympiasieger Ellefsaeter sogar mit sechzehn ... Der Skikönig an diesem Tag heißt Gerhard Grimmer. Von einem Wundertäter, einem Ausnahmeathleten ist die Rede: Ohne ein einziges Mal anzuhalten, ohne nach- oder umzuwachsen, hinterläßt er vor den Toren von Oslo ein Stück Holmenkollen-Geschichte.

50-km-Weltmeisterschaft 1978 in Lahti. Einer, dessen Hoffnungen auf einen Sieg nicht auf Sand gebaut sind, wird letzter. Als der baumlange und schwergewichtige Finne Juha Mieto fünfundzwanzigeinhalb Minuten nach dem Sieger auf der Abfahrt zum Skistadion erscheint, bleibt er fast stehen. Zuerst mit falschem, dann überhaupt keinem Wachs mehr unterm Brett, muß er den Berg hinunterlaufen. Nichts gleitet mehr. Nur noch die Loipenpatrouille hinter sich und mit der fatalen Erinnerung, daß ihm der vor Schwäche ausgeschiedene Australier Ken Baxter die Schlußlaterne in die Hand gegeben hatte, kommt er an und sagt: „Ich war zu müde, um mich auf den verwachsten Skiern noch einmal gegen irgend jemanden aufzubäumen. Ich konnte nicht mehr, doch keiner sollte erleben, daß Mieto aufgibt..."

Vorolympischer 30-km-Langlauf 1983 in Sarajevo. Es ist Mitte Februar, und der „Veliko Polje" präsentiert den 89 Läufern ein Wintergewitter. Als sich die Luft- und Schneetemperaturen auf den Gefrierpunkt eingepegelt haben, weht

– begleitet von Blitz und Donner – ein Schneesturm die Marmorspur zu. Die Sicht wird immer schlechter. Schon nach einem Kilometer werfen die Norweger Braa und Lindvall das Handtuch – sie bekamen die Schneeklumpen unterm Brett einfach nicht weg. Ihr Landsmann Mikkelsplass springt in die Bresche. Nach der ersten Schleife liegt er in Führung, doch dann kratzt er auf einer Strecke von nur zweihundert Metern zehnmal die pappigen Schneestollen vom Ski – „und da ich in der Hektik auch Wachs mit abschabte, stand ich mit einem Mal auf blankem Brett". Nun läuft in der Spitze nur noch Eriksen mit. Seine Betreuer werfen ihre Skier quer über die Spur, damit er beim Drüberfahren den lästigen Schnee loswird. Die Schweden machen es anders: Sie legen Reisig als Fußabtreter in die Loipe. Wassberg profitiert am meisten davon. Obwohl er jedesmal anhält, verbessert er in der Wachsschlacht seine Position Platz um Platz. Am Ende wird er disqualifiziert. Er hat zu oft den Ski gewechselt, und das darf er nicht. Die Liste der Gescheiterten ist lang. Der mit Ach und Krach und zwanzig Minuten Rückstand „durchgekommene" Schwede Danielsson spricht ihnen aus der Seele: „Das Umwachsen war eine unnütze Beschäftigung. Ich wußte sowieso nicht mehr, was ich noch nehmen sollte."

Oddvar Braa schlägt Alarm. Bei der 50-km-Weltmeisterschaft 1974 in Falun ist er beim Kilometer17 schon auf Platz 32 zurückgefallen. Um seine völlig verkorksten Skier umzuwachsen, reicht ihm ein Betreuer des norwegischen Teams Lötlampe und Wachs. Am Ende wird Braa noch Elfter – mit fast fünf Minuten Rückstand zum Sieger, der Gerhard Grimmer heißt.

Richtiges Wachsen ist eine Kunst

Ein Skilanglauf-Weltmeister, der unerhört hart und unnachgiebig gegenüber sich selbst war, hat einmal bekannt, daß es für ihn zwei Gründe gäbe, ein Rennen nicht zu beenden: „Wenn ich unterwegs das Gefühl nicht mehr loswerde, im nächsten Moment vor Erschöpfung umzufallen, oder es partout nicht mehr weitergeht, weil ich das falsche Wachs nahm." Unser Interviewpartner, der Sportwissenschaftler Prof. Dr. sc. Fritz Reichert, verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß selbst Läufer von Weltklasse – eigentlich alle – nichts sehnlicher herbeiwünschen „als einen Ski, der nicht mehr gewachst zu werden braucht und bei allen Schneearten sowohl gut gleitet als auch genügend Halt beim Abdruck bietet".

Glauben Sie, daß sich in absehbarer Zukunft ein solcher Ski entwikkeln läßt?

Wir werden wohl auch in den nächsten Jahren ohne Wachs nicht auskommen können. Die Laufsohle eines solchen Skis müßte unter allen Bedingungen des Gleitens und der Haftung für den Abdruck jene optimale Verzahnung zwischen ihr und den Schneekristallen aller Art garantieren, wie es das Wachs tut. Die Entwicklung eines Rohstoffes mit dieser Fähigkeit ist vorerst kaum vorstellbar. Selbst ein Thermoplast mit höchster Empfindlichkeit und Variabilität des Härtegrades im Bereich der Schneetemperaturen könnte den Anforderungen nicht entsprechen, weil sich mit der Temperatur nicht parallel die Körnung des Schnees verändert. Ob sich der Schuppenski, wie ihn bei den olympischen Rennen in Sarajevo einige Läufer benutzten, als zeitweilige Lösung anbietet, ist zweifelhaft. Er funktioniert etwa wie jener Ski, den einst die Skandinavier mit Fell bezogen, wobei die Streichrichtung der Haare nach hinten verlief – was ein gutes Laufen den Berg hinauf garantierte, aber zuwenig Gleitfähigkeit besaß, so daß das Fell für die Abfahrt meistens wieder abgezogen werden mußte. Was die Schuppe betrifft, so ist sie wegen ihrer für höhere Ansprüche zu geringen Gleit- und Haftfähigkeit umstritten. Im Pulverschnee nutzt sie kaum etwas. Ich halte sie für eine Notlösung, glaube aber, daß der Skitourist damit dem einen oder anderen Wachsproblem aus dem Wege geht.

Gibt es eine Chance, die Wachse nicht nur zu verbessern, sondern sie universeller anwendbar zu machen und dabei auch die Vielzahl von Sorten, Tuben, Dosen und Flaschen zu verringern?

In diesem scheinbaren Wirrwarr steckt natürlich ein begründetes System. Gleichwohl ist unter extremen Bedingungen nach wie vor die

Ein paar Tips für den Hausgebrauch

Je kälter und trockener der Schnee (je feiner das Korn des Schnees), um so härter das Wachs. Je feuchter der Schnee (je grober das Korn des Schnees), um so weicher das Wachs. Je niedriger die Temperatur (besonders bei Pulver- und Neuschnee), desto dünner die Wachsschicht und umgekehrt. Je weicher die Spur, um so griffiger mit dickerer Schicht den Ski wachsen.

Auf feuchtem Ski haftet kein Wachs. Wachs und Ski müssen beim Wachsen warm und trocken sein.

Nach dem Wachsen die Skier fünf bis zehn Minuten im Freien stehenlassen, damit die Wachsschicht erkaltet und sich nicht so schnell abreibt.

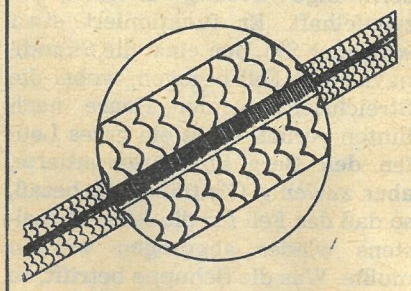
Für das Erlernen der Lauftechnik ist es besser, einen griffigeren als einen zu glatten Ski zu haben.

Wachse, die einmal befahren wurden, haben ihre Gleit- und Haftwirkung durch Verschmutzung zum Teil verloren. Darum sollten sie vor dem Auftragen neuen Wachses entfernt werden.

In Zweifelsfällen erst die härtere Wachsvariante nehmen. Ein schneller Ski kann leicht griffiger nachgewachst werden – ein stumpfer Ski wird nicht mehr schnell!

Nur am Abend zuvor wachsen, wenn das Wetter beständig ist. Der allemal bessere Weg: Unmittelbar vor dem Lauf wachsen!

Die Rille auf der Lauffläche darf nicht mit Wachs verkleistert, sondern sollte mit Paraffin eingerieben werden.



Ausschnitt einer Lauffläche mit Schuppen (Schuppenski).

Nicht die Laufflächen der Skier aufeinanderschlagen, um sie vom Schnee zu befreien! Es ist auch nicht gut, die Skier für längere Zeit zusammenzubinden. Beides mindert die Qualität des Skis.

Auf Skitouren das gesamte Wachssortiment mitzuschleppen, ist Unsinn. Besser ist: Wachs für die nächsthöhere Temperatur und Paraffin!

Nicht die Bretter in die Sonne stellen, aber immer senkrecht!

Das verflixte Wachs

Haltbarkeit bestimmter Wachse begrenzt und reicht oft nicht für die gesamte Laufstrecke aus. Durch den Einsatz von Stoffen mit hoher Kohäsionskraft wurden jedoch Wege gewiesen, wie die Widerstandskraft gegen Abrieb erhöht werden kann. Denn es ist schon bitter, wenn ein Läufer plötzlich auf blankgefahrenem Brett steht. Gut wäre freilich auch, durch chemische Substanzen, deren Plastizität sich durch eine höhere Temperaturabhängigkeit und Empfindlichkeit auszeichnet, die Anwendbarkeit einer einzigen Wachssorte zu verbreitern. Gegenwärtig ist der Skiläufer noch auf ein umfangreiches Sortiment mit etwa neun bis zehn Abstufungen in der Konsistenz der Gleit- und Steigmittel angewiesen – die er zudem noch kombiniert anwendet, um weitere Abstufungen zu erreichen. Größere Variabilität einer Wachssorte kann unter Umständen zu einer Verringerung des vielseitigen Sortiments führen. Doch wir müssen dem Läufer, der unter den vielfältigen Bedingungen von Schnee- und Spurbeschaffenheit sowie der Streckenverhältnisse kämpft, alle Möglichkeiten offenlassen, die aus seiner Sicht beste Wachsvariante zu finden. Das eine schließt das andere nicht aus ...

Selbst ein Weltklasseläufer ist davor nicht gefeit, daß er zum falschen Wachs greift und dadurch seine Siegeschance verspielt. Ist das Pech?

Wachsen, ob richtig oder falsch, ist Teil der sportlichen Leistung. Die bittere Erfahrung, daß durch Wachsfehler im entscheidenden Augenblick der Trainingsfleiß von Jahren zunichte gemacht wird, bleibt am ehesten dem erspart, der sich gründlich mit den Problemen des Wachsens und den gesammelten Erkenntnissen in Theorie und Praxis vertraut macht. Das gilt für den Läufer wie auch für seinen Trainer und seine Betreuer, die oft schon vorm Hahnenschrei aufstehen und die Bedingungen für die Präparierung der Bretter prüfen. Gleichwohl wäre es ungerecht, einen wegen Verwachsens verschenkten Sieg mit Leichtfertigkeit oder gar Dilettantismus gleichzusetzen. Wenn heutzutage manchmal nur Zehntel-, ja Hundertstelsekunden über Sieg und Niederlage in einem Rennen entscheiden, kann das durchaus an einer kaum mehr definierbaren Abweichung vom Optimum des Wachsens liegen. Wenn bei jedem Schritt der Ski nur ein paar Zentimeter weniger gleitet als der des Konkurrenten, summieren sich bei Tausenden zu bewältigender Schritte diese unmerklichen Differenzen zu Metern, ja Kilometern. So kommt's eben vor, daß der Weltmeister von gestern heute nur Zwanzigster wird, dennoch vom läuferischen Können her heute nicht schlechter ist als gestern. Was soll ein Läufer machen, wenn er am Start das absolut richtige Wachs unterm Brett hat, sich dann aber Wetter und Schnee ändern, das Wachs plötzlich nichts mehr taugt?

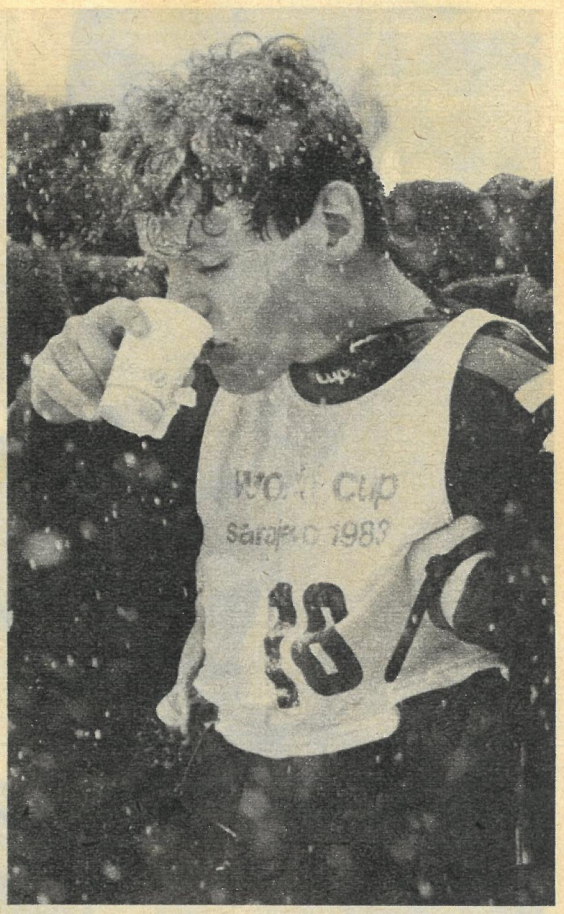
Wir unterscheiden Trocken- und Naßschneearten. Auf der einen Seite Pulverschnee, windgepreßter und Mehlschnee, Grießschnee, Rauhreif und Harsch, auf der anderen Pappschnee, nasser Grieß- und Reifschnee, Firn und fauler Schnee. Welcher ist der „schnellste" und welcher der tückischste?

Am schnellsten ist Harsch. Auf ihm hervorragend laufen läßt es sich vor allem in guter Spur. Ansonsten ist er tückisch. Er läßt sich kaum deformieren, die Skier gleiten wie über Eiskugeln. Auch der Grießschnee ist sehr schnell: Die Schneekristalle sind durch Verdunstung nach längerem Lagern und nach Temperaturschwankungen abgerundet und haben ungefähr die Größe und Form von Salzkristallen oder Grießkörnern angenommen. Gelegentlich unlösbare Probleme bereitet der Pappschnee. Bei Temperaturen um den Gefrierpunkt wird er in der Spur zu einer marmorartigen Fläche (Marmorschnee) zusammengepreßt. Dieser Schnee hat weder gute Steig- noch Gleiteigenschaften. Achtet man beim Wachsen zu sehr auf Steigfähigkeit, besteht die Gefahr, daß der Ski zu stumpf wird und sich Stollen auf der Laufsohle bilden. Ist der Ski zu glatt gewachst, ist kaum ein Abdruck möglich, auch an den Anstiegen gibt es viel Ärger. Hier bewahrheitet sich, daß Wachsen mitunter tatsächlich eine Kunst ist.

Sarajevo '83: In der von Schneesturm, Blitz und Donner gemarterten Spur auf dem Igman hat auch Wladimir Nikitin kein Glück. Auf dem Reisig tritt er sich die Schneestollen unterm Brett ab, aber was nutzt's ...

Sarajevo '83: Juha Mieto ist ohne Wachs gelaufen und auf Platz47 gelandet. „Aber mit gewachsten Skiern hätte ich diese anderthalb Stunden wahrscheinlich gar nicht überstanden."

Sarajevo '83: Auch Thomas Wassberg ist gescheitert. Als Achtundzwanzigster ins Ziel gekommen, wird er wegen fortwährenden Skiwechsels disqualifiziert. „Ich hab's mir fast denken können."



Sarajevo '83: Gunnar Mikkelsplass hat sich auf Siegkurs begeben. Doch im Ziel fehlen ihm drei Minuten. „Ich habe den Schnee vom Brett gekratzt und das Wachs dazu..."

Die geringste Abweichung vom (kaum bestimmbaren) Ideal kann entscheidend sein für Sieg oder Niederlage. Zu glatt oder zu stumpf liegen bei Pappschnee so dicht beieinander, daß man beiden Erscheinungen gleichzeitig ausgeliefert sein kann.

In letzter Zeit ist der halbe Schlittschuhschritt, der sogenannte Siitonen-Schritt, mehr und mehr in Mode gekommen. Unzweifelhaft gewinnt der Läufer mit dieser Technik, wenn er sie beherrscht, an Geschwindigkeit. Liegt das auch daran, daß sich im Gegensatz zum Diagonalschritt die Wachsprobleme verringern?

Vor langer Zeit präsentierten die Nordländer mit Fell bezogene Skier, von denen der eine, der Abstoßski, kürzer war als der andere, der Gleitski. Es wäre vermessen, die Fortbewegung mit diesem sogenannten „Andor" für eine Art Vorläufer der heutigen Siitonen-Technik zu halten. Dennoch deutet alles darauf hin, daß damals der längere Ski den Hauptanteil des Gleitens übernahm, der kürzere das Abstoßen. Beim halben Schlittschuhschritt ist das ähnlich: Der Läufer gleitet auf einem Ski, mit der Kante des anderen stößt er sich ab. Genaugenommen braucht er für diesen Laufstil nur Gleitwachs, weil er für den Abstoß Wachshaftung nicht mehr benötigt – er benutzt ja die Brettkante. Wenn ein Weltklassemann konditionell und technisch in der Lage ist, nur mit Gleitmittel unterm Brett auch noch die Anstiege zu verkraften, könnte er durchaus auf das Steigwachs verzichten. Der schwedische Olympiasieger Gunde Svan beherrscht den Siitonen-Schritt aus dem Effeff. Er hält ihn auch über weite Strecken durch, und es scheint, als könne er sich damit für Problemsituationen auf den Anstiegen genügend Zeitpolster verschaffen. Doch das internationale Reglement zeigt in dieser Beziehung Grenzen auf: Da Streckenprofile ohne eine bestimmte Anzahl mittlerer und schwerer Steigungen nicht zugelassen sind, wird auch der perfekteste Siitonenschritt-Läufer nicht umhin können, über weite Strecken den Diagonalschritt anzuwenden. Also braucht er Gleit- und Steigwachs.

War nicht einmal die Rede davon, der Ski mit Laufsohlen aus Plaste mindere den Wachsärger mit dem Holzski entscheidend?

Der Vorteil des Plastskis liegt vor allem im geringeren Gewicht bei gleichzeitig herabgesetzter Bruchgefahr und höherer Gleitfähigkeit. Er nimmt keine Feuchtigkeit auf und gleitet selbst ohne Wachs gut. Die markanteste Besonderheit liegt jedoch darin, daß nicht mehr auf der gesamten Lauffläche mit Gleit-, Steigmitteln und Mixturen gewachst zu werden braucht. Die Möglichkeit, nur noch die Skimitte mit Haftmitteln zu behandeln, hat auch zu konstruktiven Veränderungen des Skis geführt: Durch eine verstärkte Vorspannung gleitet der Plastski vorwiegend auf den Vorder- und Hinterteilen. Die Skimitte wird nur unter dem verstärkten Druck während des Abstoßes gänzlich gestreckt und gewährleistet in diesem Moment die Schneeberührung sowie die erforderliche Verzahnung zwischen Wachsschicht und Schneekristallen. Das heißt: Durch die verstärkte Vorspannung wird verhindert, daß die stumpferen Laufwachse während des Gleitens mit dem Schnee in Berührung kommen. Zum Gleiten mit den Vorder- und Hinterteilen des Skis genügt Abfahrtswachs. Doch auch der Plastski hat nicht verhindert, daß sich sogar die Besten der Welt folgenschwer irren können, wenn sie in die Wachskiste greifen. Wir erleben so was alle Tage.

Text und Interview: Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Klaus Oberst (3), Klaus Schlage, Karlheinz Friedrich, ADN-Zentralbild, Archiv.

Der Polarforscher und Grönlanddurchquerer Fridtjof Nansen verwendete mit Vorliebe den Salzhering als Gleitmittel – wegen des wasserabstoßenden Fetts und der Taufähigkeit des Salzes.

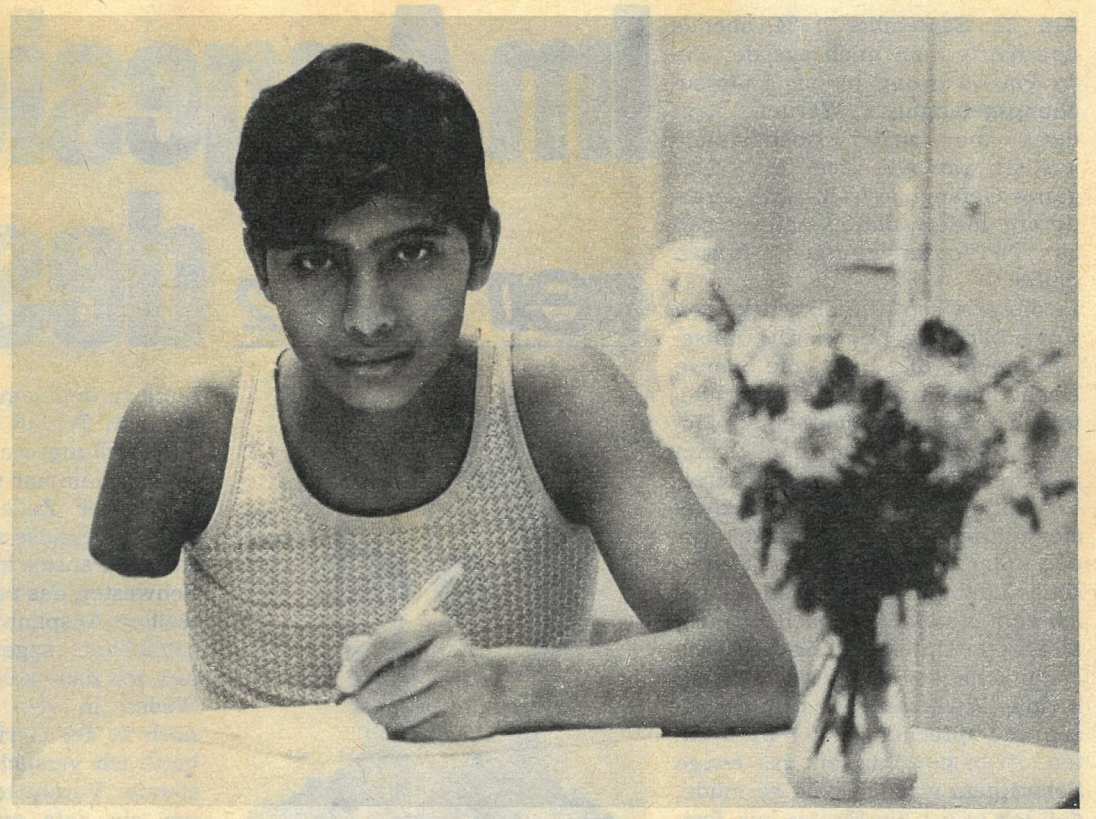
Ein Lied für José

Im Park der Orthopädischen Klinik Birkenwerder liegt der erste Schnee. José und seine Kameraden – Kämpfer der Befreiungsfront Nikaraguas, schwer verwundet und seit Oktober zur Behandlung in der DDR – erleben das erste Mal „gefrorenen Regen", bauen ihren ersten Schneemann. Mit seiner linken Hand rollt José den „weißen Himmelszucker" flink und geschickt zu einem großen Schneeballen. Mit seiner linken ...

El Combo, ein Bergdorf nahe der Nordgrenze zu Honduras. Am 17. September beginnt bei Tagesanbruch ein ungleiches Gefecht. Vierzig Soldaten der Volksarmee, unter ihnen José, stehen fast 250 Contras gegenüber. Die Sandinistas müssen verhindern, daß die Söldner erneut Einwohner verschleppen oder töten. Gegen 10 Uhr, als die Contras schon zurückweichen, trifft José eine Kugel. Das Geschoß, made in USA, zertrümmert den Knochen des rechten Oberarms. Zwei Stunden später erwacht José im Hospital von Jinontega. Sein Arm mußte amputiert werden. José weint. Vor wenigen Tagen erst war er in seinem Heimatstädtchen, San José de Bocay, gewesen, hatte seinen gerade geborenen Sohn Tomas mit beiden Händen emporgehoben. Nun sollte er verstümmelt vor seine Julia treten. Julia erfährt zwar von der Verwundung Josés, doch wird sie ihn erst nach vielen Monaten wiedersehen ...

Auf dem Flugplatz von Managua steht ein großer weißer Vogel. José, der nicht lesen kann, versteht die roten Zeichen nicht: INTERFLUG. „Wir fliegen in die DDR", erklären die Kameraden. DDR? Als dritter Sohn einer 13-Kinder-Familie schuftete José seit seinem zehnten Lebensjahr auf der Finka des Don Horazia Matos, kämpfte dann gegen Contras, stand in über dreißig Gefechten. Wann sollte er zur Schule gehen?

„Jetzt weiß ich, was die drei Buchstaben DDR bedeuten", sagt José zu Kathrin und Natascha, den beiden Mädchen mit der Gitarre. „Die DDR – das ist der weiße Vogel, das sind die Frauen und Männer in den weißen Kitteln, mein Arzt Amigo Rohr, Señora Oberin, die Schwestern, Meister Schulz, der mir einen neuen Arm macht. Die DDR ist ein



gutes Land. Hier kreisen die schwarzen Vögel aus dem Norden nicht. Hier lerne ich schreiben ..." Lang ist Josés Name: JOSÉ ANTONIO SILES MARTINEZ. Mühsam noch setzt José die Buchstaben, aber er schreibt. Und die Mädchen singen ihm sein Lieblingslied, „A desalambrar" – Weg alle Zäune!", das Lied vom freien Heimatland, in dem die Früchte der Arbeit denen gehören, die sie schaffen ...

Sie sind gute Freunde geworden – José, seine Kameraden, Kathrin und Natascha, zwei Berliner Mädel aus dem Ensemble „Musik und Bewegung". Schon viele Jahre lernen Mädchen und Jungen hier Lieder der Völker, singen sie in zwanzig Sprachen. Jeder Auftritt des Ensembles dient der Solidarität. Kathrin und Natascha genügte nicht, eine Protesterklärung gegen die aggressive Nikaraguapolitik der USA zu unterzeichnen. Sie wollten mehr tun. Nach dem Wahlsieg der Sandinistas fuhren sie das erste Mal nach Birkenwerder, Rosen und ihre Instrumente in den Händen. Doris Ende, Oberin der Klinik, bestärkte sie in ihrem Vorhaben und bereitete die Vierzehn- und Sechzehnjährige behutsam auf die Begegnung mit den schwer gezeichneten Patienten vor. Klopfenden Herzens waren Kathrin und Natascha auf eine große weiße Krankenzimmertür zugegangen, öffneten sie. Im hellen Sonnenlicht – zwanzig neugierig abwartende sympathische junge Männer. Einer hatte den rechten Arm verloren, einem zweiten fehlte die linke Hand, einem dritten blieben nur noch Armstümpfe ...

Den Mädchen versagte die Stimme. Babett Löffler, Studentin der Lateinamerikanistik, Dolmetscher im weißen Kittel, sprang ein. „Compañeros! Ihr habt Besuch. Diese beiden Mädchen wollen euch zum Sieg bei den Wahlen gratulieren!" Mit einem Schlag wurde es lebendig. „Viva FSLN! Sandino vive! Viva la amistad Nikaragua – RDA!" Kathrin und Natascha überreichten jedem eine Rose und stimmten ein Lied an, das heute überall in Nikaragua erklingt. Die Sandinistas schienen zu vergessen, daß sie im winterlichen Birkenwerder waren. Die grünen Bergketten zwischen Karibik und Pazifik rückten ganz nah heran. Die Männer stampften zu „La Consigna", dem Lied der Befreiungsfront, den Takt, ihre Krücken verwandelten sich in Tambourstäbe:

„F – Fuerza insombomable,
unbezwingbare Kraft,
S – Sol de Libertad,
Sonne der Freiheit,
L – Lucha incaudicable,
unermüdlicher Kampf,
N – No retroceder,
es gibt kein Zurück!"

Kathrin und Natascha, die mit ihrem Ensemble bereits auf vielen Bühnen standen, schon in Moskau und Warschau sangen, erhielten an diesem Tag ihren bisher schönsten Beifall. José sagte zum Abschied: „Kommt wieder."

Volker Hempel (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Im Angesicht des Urteils

FREIE WELT Serie 2

Die russische Revolutionärin Vera Figner (1852 bis 1942) entstammte dem Landadel, studierte Medizin an der Universität Zürich und wurde dort mit den sozialistischen Ideen der Arbeiterbewegung in Westeuropa bekannt. 1875 wieder in Rußland, schloß sie sich der Organisation der Volkstümler an. Deren Anhänger glaubten an die Möglichkeit einer sozialistischen Bauernrevolution in Rußland und wirkten in diesem Sinne auf dem Lande. Nach der Spaltung der Volkstümler wurde Vera Figner Mitglied des Vollzugskomitees der „Narodnaja Wolja" (Volkswille), 1883 wegen ihrer Mitbeteiligung am Zarenattentat verhaftet und zwanzig Jahre in der Festung Schlüsselburg gefangengehalten. Bald nach ihrer Entlassung ging Vera Figner ins Ausland, kehrte 1914 nach Rußland zurück, erlebte dort die Oktoberrevolution und war danach auf kulturellem und bildungspolitischem Gebiet tätig.

Am 21. September 1884 abends überführte man mich aus der Peter-Pauls-Festung in das Untersuchungsgefängnis. Warum man dazu die späte Abendstunde wählte, war mir nicht klar. Das ganze Gefängnissystem war derartig organisiert, daß es naturgemäß zu Nervenzerrüttungen führen mußte.

In dieser Nacht schloß ich keinen Augenblick die Augen. Die Aufseherinnnen, die sich die ganze Nacht laut im Korridor unterhielten, ließen mich nicht einen Moment schlafen. Als man mich am nächsten Tag zu einem Wiedersehen mit meiner Mutter und Schwester führte, schwankte mir der Boden unter den Füßen. Das Wiedersehen fand ohne Gitter statt, so daß ich zum ersten Male nach zwanzig Monaten Untersuchungshaft die Hand meiner Mutter küssen konnte. Wir konnten zusammensitzen und sprechen, soviel wir wollten. Aber gewöhnt an das ewige Schweigen, war ich bald so müde, daß ich selbst die Mutter bat, fortzugehen.

Grüße von draußen

Am nächsten Tag begannen die Gerichtsverhandlungen. Um 10 Uhr führte man mich durch endlose Korridore, Gänge und Treppen in das Zimmer, wo schon meine 13 Mitangeklagten standen, jeder von zwei Gendarmen mit gezogenen Säbeln bewacht. Weder einander die Hand reichen noch uns umarmen durften wir. Übrigens war es auch besser so: Wie leicht hätte man die Geistesgegenwart verlieren und in Schluchzen ausbrechen können! Wie fahl waren die Gesichter, die einst vor Lebensfreude gesprüht hatten, gebrochene Gestalten standen vor mir, es war ein Anblick, bei dem es nicht leicht war, seine Ruhe zu bewahren. Dazu kam noch der bittere Gedanke, daß wir hier nicht infolge unserer revolutionären Tätigkeit waren, sondern infolge des Treubruchs und Verrats eines falschen, verräterischen Freundes. Während der ganzen Verhandlung fühlten wir ununterbrochen die Hand Degajews sichtbar oder unsichtbar wie eine Schmach über uns, und sie drückte uns gleich einem Alp nieder.

Stundenlang dauerten die Verhandlungen. Nur eine der Angeklagten suchte die Richter mit einem großen Aufwand von Redseligkeit von ihrer Unschuld zu überzeugen. Die übrigen waren schweigsam und wortkarg. Allein Ljudmila Wolkenstein war heiter und sorglos, der Vorsitzende ermahnte sie jeden Augenblick, sich nicht mit den Nachbarn zu unterhalten, nicht zu nahe an sie heranzurücken.

Ich dagegen war vollkommen erschöpft. Nach der Stille und Einsamkeit in der Peter-Pauls-Festung waren meine Nerven nicht mehr imstande, den Wechsel der Umgebung zu ertragen. Ich war unfähig, bis zum Schluß der Sitzungen im Verhandlungssaal zu bleiben, und zog mich immer vorher zurück, um in meiner Zelle meinen Nerven eine Ruhepause zu gewähren.

In den Pausen kamen Mutter und Schwester, das bedeutete noch eine weitere Anspannung, bis ich ihnen schließlich sagen mußte: „Geht fort, ich habe keine Kraft mehr!"

Weder in der Voruntersuchung noch in der Gerichtsuntersuchung hatte ich versucht, die auf mir lastende Verantwortung auch nur um ein Jota zu verringern. Ich brauchte also weder eine Verteidigung noch einen Verteidiger. Trotzdem forderte ich den Rechtsanwalt Leontjew auf, als Verteidiger zu mir zu kommen; ich erklärte ihm, daß mein eigentliches Ziel sei, durch seine Vermittlung meine letzten Anordnungen zu treffen; durch die Mutter konnte ich es nicht, weil während des Wiedersehens immer eine Aufseherin anwesend war.

Die rührendste Erinnerung, die ich aus jenen Tagen habe, ist ein wunderschöner Rosenstrauß, den mir die Schwester am letzten Verhandlungstag brachte. Während der ganzen Zeit in der Festung durfte ich keine Blumen empfangen. Einen anderen schönen Augenblick bereitete mir der herzliche Gruß meiner einstigen Französischlehrerin, die mich als zwölfjähriges Mädchen im Institut gekannt hatte und mir nun während der Verhandlung ihre Grüße schickte.

Ein ereignisvoller Zeitabschnitt im Leben hatte seinen Abschluß gefunden, die tote Periode der herannahenden Zukunft hatte noch nicht einmal eine Vorstellung im Bewußtsein erweckt. Ich begann so leicht, so unbehindert zu atmen. Vorbei war die Periode meines Lebens, in der ich im Dienste der Idee gestanden, vorbei mit all ihren Erinnerungen, die einen dunklen Schatten auf sie geworfen hatten.

Letzte Begegnung

Und stand ich denn nicht vor dem Tode? Bedeutet denn einem Menschen, der sich der sozialen Tätigkeit gewidmet hat, der Tod als Staatsbürger nicht dasselbe, was für jeden Menschen der Tod ist? Und wie dieser Sterbende Seligkeit empfindet, so empfand auch ich sie beim Rückblick auf mein Leben; ich war mir dessen bewußt, daß ich alles getan hatte, was in meinen Kräften gelegen, daß ich alles, was ich von der Gesellschaft und vom Leben je genommen, dieser Gesellschaft und dem Leben zurückerstattet hatte.

Alle moralischen und physischen Kräfte waren verbraucht, nichts blieb übrig, sogar der Wille zum Leben war verschwunden. Und während mich das Gefühl, meine Pflicht vor der Heimat, der Gesellschaft, der Partei erfüllt zu haben, beruhigte, wurde ich erst ganz Mensch, die Tochter meiner Mutter, die Schwester meiner Schwester; mitten zwischen den Trümmern waren sie allein mir geblieben.

Ich fühlte mich wie ein Schwerverwundeter, über dem lange das Messer des Chirurgen geschwebt hatte. Endlich ist die Operation gemacht, sie ist vollendet. Die Narkose ist geschwunden, der Kranke sieht sich im sauberen, kühlen, weißen Bett. Hände und Füße sind ihm abgeschnitten, aber alle Unruhe und Befürchtungen liegen hinter ihm, er hat keine Schmerzen, er ist glücklich, ohne die Tiefe des Unglücks, das seiner harrt und im nächsten Augenblick schon an seine Tür pochen wird, zu erfassen.

Das Urteil lautete: Tod durch den Strang; und noch sieben Kameraden – unter ihnen sechs Offiziere – waren gleich mir zum Tode verurteilt worden.

Nach Verkündigung des Todesurteils kam der Inspektor des Untersuchungsgefängnisses zu mir in die Zelle und sagte: „Die zum Tode verurteilten Offiziere haben beschlossen, ein Begnadigungsgesuch dem Zaren zu unterbreiten. Aber Baron Stromberg zögert. Er möchte Ihre Meinung kennen, ehe er sich entscheidet; soll er dem Wunsche der Kameraden willfahren und das Gesuch unterschreiben?"

„Sagen Sie bitte Stromberg", erwiderte ich, „daß ich nie jemandem raten werde, etwas zu tun, das ich unter keinen Umständen selbst tun würde."

Der Inspektor schaute mich vorwurfsvoll an. „Wie grausam Sie sind!" sagte er.

Nachdem das Gericht das Urteil gesprochen hatte, besuchten mich meine Mutter und meine Schwester am darauffolgenden Sonntag. Ich ahnte nicht, daß ich sie zum letztenmal sah.

Die Schwester scheint es entweder gewußt oder geahnt zu haben, denn lange stand sie auf der Schwelle, und ihr trauriger Blick riß sich nur schwer von mir los.

Mir wurde sonderbar bang zumute unter diesem langen, schmerzerfüllten Blick. Noch eine Minute – und ich hätte es nicht ausgehalten; aber die Tür verschloß sich – für immer. Montag gegen ein Uhr – ich beendete gerade mein Frühstück – stürzte die Aufseherin in die Zelle mit den Worten: „Man ist gekommen, Sie zu holen!" In zehn Minuten war alles eingepackt; der Gefängniswagen führte mich in die Peter-Pauls-Festung. Dort bezog ich wieder die Zelle Nr. 43.

Im Korridor war alles still; in Erwartung, daß der Aufseher bald mit dem Tee kommen werde, legte ich mich auf die Matratze und schlief fest und tief ein.

Mir träumte, ich sei wieder mit der Mutter zusammen, schmiegte mich an sie und sagte ihr wie einst: „Mütterchen, wie schön bist du – wirklich zum Verlieben!" Oder ich sehe die Schwester, die mir einen Strauß Teerosen gebracht hat, noch zarter und duftiger, als die früheren...

Zum Aschenbrödel verwandelt

Das Schloß dröhnte, und noch ehe ich Zeit hatte, aufzuspringen, stand in der Kammer der dicke und grobe Offizier Jakowlew in Begleitung eines Gendarmen und Soldaten. Ohne mich zur Besinnung kommen zu lassen, begann er ein Schriftstück zu verlesen, das er in der Hand hielt.

Ich verstand nichts, konnte einfach nichts verstehen. Der Schlaf hielt noch immer Körper und Geist umfangen. Was bedeutete das? Irgendwelche Worte, eine zusammenhanglose Aufzählung von Gegenständen: ein Paar Schuhe, ein Kopftuch aus Leinwand, ein Blechkrug..., ich begriff nichts!

„Warten Sie einen Augenblick", sagte ich und bedeckte die Augen mit der Hand. „Ich schlief und bin noch nicht munter; kommen Sie etwas später."

Nach einer Viertelstunde trat der Offizier wieder ein; wieder verlas er das Papier. Nun begriff ich. „Gehen Sie in die andere Zelle", sagte der Gendarm.

Es war die nächste Zelle neben mir, die leer war. In ihr durchsuchte mich gewöhnlich eine Frau, die speziell zu diesem Zweck kam. Sie war auch jetzt hier.

Ich trug ein elegantes blaues Tuchkleid. Die Mutter hatte es mir zum Gerichtstag gebracht. Ich zog das und alles übrige bis auf den letzten Faden aus; ich nahm auch das Heiligenbildchen ab, mit dem mich die Mutter gesegnet hatte. Auf der Matratze lag ein Haufen Lumpen. Die Frau warf mir ein grobes, noch ungewaschenes Bauernhemd über und ein ebensolches Kopftuch; um die Füße wickelte sie mir große Lappen und schob mir dann ungeheuer große Pantoffeln hin; dann gab sie mir einen Rock aus grauem Soldatentuch. Ich schaute verwundert diesen Rock an: Er war ganz zerfressen, nicht von Motten, sondern von irgendeiner großen, gefräßigen Raupe, die ganze lange Streifen ausgefressen hatte. Dann gab sie mir einen langen Arrestantenmantel. Das Futter war durchtränkt von Schmutz, Schweiß und Fett: Man sah, daß ihn jemand sehr lange getragen hatte. Er war mir viel zu groß, fiel weit über die Schultern, und die Ärmel bedeckten die Hände.

Höchstwahrscheinlich hätte man mir diesen Mantel gegen einen neuen umgetauscht, wenn ich protestiert hätte. Doch ich protestierte nicht; ich war einem fremden Willen untergeordnet; ich zog es vor zu schweigen.

Die ungeheuerliche Wandlung hatte stattgefunden; ich kehrte in meine Zelle, zum Aschenbrödel verwandelt, zurück. Die Veränderung war so ungeheuer, der Kontrast so stark, daß ich Lust hatte, wild, unnatürlich aufzulachen; zu lachen über mich selbst, über das blaue Tuchkleid, über das Rebhuhn, die Birnen, die man mir von zu Hause gebracht hatte.

Die Zelle hatte auch ein anderes Aussehen; das mußte niederdrükkend auf die Vorstellung wirken.

Zwei Matratzen, die auf der Pritsche gelegen hatten, waren verschwunden, anstatt ihrer lag ein Strohsack da; von zwei Kissen war nur noch eins vorhanden; an Stelle der Decke lag ein Stück alter Flausch; auf dem Tisch stand anstatt des weißen Wasserkruges ein Blechkrug. Ein alter, zerbeulter Krug, er sah aus, als wäre er absichtlich verstümmelt worden; ganz verrostet und der Rand voll scharfer Kanten; wenn man mir des Morgens jetzt anstatt wie bisher Tee heißes Wasser gab, dazu Schwarzbrot und Salz, mußte ich lange eine ungefährliche Stelle zum Trinken suchen, um mir die Lippen nicht zu verwunden...

Überführung nach Schlüsselburg

Mit der veränderten Umgebung verschwand auch die Seelenruhe, die mir in den vorhergegangenen Tagen eine solche Erquickung bereitet hatte. Die Gedanken sprangen und arbeiteten fieberhaft erregt. Ich dachte jetzt weder an mich noch an die mir nahestehenden Menschen, auch nicht an das, was mich erwartete. Die Gedanken richteten sich – ich weiß nicht warum – auf das Schicksal der revolutionären Bewegung im Westen und bei uns. Ich dachte an die Vererbung der Ideen, an ihren Übergang aus einem Lande ins andere. Szenen aus der fernen Vergangenheit erstanden wieder in der Erinnerung, die Phantasie arbeitete fieberhaft. Bücher hatte ich keine, aber selbst wenn ich sie gehabt hätte, ich wäre jetzt nicht imstande gewesen, mich darauf zu konzentrieren. Nur das Evangelium gab man mir. Einst, in der Kindheit, hatte ich mich daran begeistert, jetzt entsprach es nicht meiner Stimmung. In den ersten Tagen berührte ich es nicht; dann später, als ich alles durchdacht und die Erregung sich allmählich gelegt hatte, las ich einzelne Worte, Sätze, deren Sinn mir unverständlich blieb. Es war ein rein mechanisches Lesen; dann begann ich, den Text erst ins Französische und dann ins Deutsche zu übertragen.

Jeden Sonnabend besuchte Doktor Wilms die Gefangenen der Peter-Pauls-Festung. So kam er auch diesmal. Er schritt durch den Korridor mit dem Inspektor Lesnik, und sie unterhielten sich laut und lachend. Das Lachen brach jäh ab, als der Gendarm meine Tür öffnete und er mich erblickte; das alte strenge Gesicht mit den groben Zügen verzog sich: Seit zwei Jahren besuchte er mich, und nun erblickte er mich zum erstenmal in dieser veränderten Gestalt.

Er wandte sein Gesicht ab und fragte wie üblich: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit?"

Wie sonderbar, eine derartige Frage an einen Menschen zu richten, der zum Tode verurteilt ist!

„Es geht", erwiderte ich.

Am achten Tag hörte ich abends, wie Türen im Korridor geöffnet und geschlossen wurden. Allem Anschein nach passierte jemand die Zellen. Man öffnete auch meine Tür. Ein alter General, der Kommandant der Festung, trat mit dem Inspektor und dem übrigen Gefolge ein. Er hob das Papier, das er in der Hand hielt, hoch und las langsam und laut: „Seine Majestät der Kaiser hatte die Gnade, Ihre Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umzuwandeln."

Glaubte, erwartete ich überhaupt, daß man mich hinrichten werde? War ich bereit zu sterben?

Nein, ich dachte nicht daran.

Man hatte nach dem 1. März Sofia Perowskaja hingerichtet, und ich glaube, diese erste Hinrichtung einer Frau hatte allgemein einen peinlichen Eindruck hervorgerufen. Damals war die Hinrichtung einer Frau noch keine übliche Sache, und seitdem waren drei Jahre vergangen.

Aber wenn das Todesurteil vollzogen worden wäre, so wäre ich vollkommen ruhig gestorben; der Stimmung nach war ich zum Tode bereit. Ich hätte aber auch keinen Enthusiasmus empfunden; meine Kräfte waren verbraucht, ich hätte einfach den schnellen Tod auf dem Schafott dem langsamen vorgezogen, dessen Unausbleiblichkeit ich zu jener Zeit klar erkannte.

So gingen zehn Tage bis zum 12. Oktober 1884 hin; an diesem Tage führte man mich aus der Festung fort, ohne daß ich gewußt hätte, wohin.

Es war die Schlüsselburg, die mich aufnahm. Dort begann mein jenseitiges Leben, ein mir bisher noch unbekanntes Leben, das Leben eines Menschen, der jeder Rechte, der bürgerlichen wie der menschlichen, beraubt ist.

Vera Figner, Nacht über Rußland. Auszugsweiser Abdruck. Das Buch erscheint im Verlag Volk und Welt.

Im nächsten Heft:

Leben hinter Festungsmauern

Mitglieder der Organisation „Narodnaja Wolja". Sie faßten den politischen Kampf gegen die zaristische Selbstherrschaft nicht als Kampf der Massen auf, sondern als Verschwörung einer Elite von Revolutionären gegen das Regime.

Fotos: Archiv

Ein assyrischer

Noch loderten die letzten Brände des zweiten Weltkrieges, da dachten sowjetische Soldaten schon an Brot für das deutsche Volk, dachten auch an die Rettung einzigartiger Schätze der Weltkunst. In die UdSSR gebracht, dort gepflegt und restauriert, wurden sie der Menschheit bewahrt und 1955 und 1958 in die Sammlungen Dresdens, Berlins, Potsdams, Gothas, Dessaus und anderer Städte zurückgeführt. Mit einer Ausstellung im Berliner Alten Museum wollen die Museologen 1985 des 40. Jahrestages der Befreiung und der Bewahrung unserer Kunstschätze gedenken. Wir stellen einige der geretteten Werke aus den Staatlichen Museen zu Berlin vor.

Im Juni 1958 – ich war schon einige Jahre lang Mitarbeiterin des Vorderasiatischen Museums – wurde mir mitgeteilt, daß ich mit Kollegen aus Berlin und Dresden für etwa vierzehn Tage nach Moskau fahren sollte, um dort bei der Rückführung der Kunstschätze in die Museen der DDR zu helfen. Die Aufgabe war sehr verlockend. Anfang Juli reisten wir los. Meine Bedenken hinsichtlich fehlender Russischkenntnisse wurden rasch zerstreut. Die sowjetischen Kollegen sprachen deutsch mit uns. Tags packten wir mit Hingabe die Kunstschätze in Papier, Holzwolle und Kisten, abends ging es ins Theater, in den Zirkus, zu Obraszows Puppenspiel oder zum sommerlichen Bummel durch die Stadt. Vier Wochen später wurden wir nach Leningrad geschickt. Hingerissen von der Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, von den Parks und vom Ballett, fühlten wir uns auch hier schnell heimisch. Natürlich lernten wir die weltberühmte Ermitage und ihre Kunstschätze gründlich kennen. Bald fanden wir unseren Weg durch die unzähligen Säle, ohne uns allzuoft zu verlaufen. Wir arbeiteten in der Ermitage in einem der großartig ausgestatteten Räume, so recht geschaffen für die Begegnung mit der Kunst. Mit welcher Sorgfalt und Hingabe waren unsere zum Teil durch Bomben und Feuer schwer mitgenommenen, oft einmaligen Kunstwerke in der Sowjetunion behandelt worden! Restauratoren und Wissenschaftler hatten sie vorbildlich betreut und, wo nötig, auch restauriert, unter Hintansetzung eigener Probleme und Aufgaben, die ihnen durch die Zerstörung aller Schloßmuseen in der Umgebung Leningrads erwachsen waren.

Ich hatte zu tun mit der Verpakkung der Holzpaneele des Aleppozimmers, das heute wieder dem Islamischen Museum gehört. Arg zu schaffen machten mir die Schneeballvasen aus dem Potsdamer Schloß Sanssouci. Mit denen mochte sich niemand so recht anfreunden, denn die vielen zarten Porzellanverzierungen waren entsetzlich schwer zu verpacken. Die unschätzbaren Botticelli-Zeichnungen des Kupferstichkabinetts und der Sammlung der Handzeichnungen gingen nicht durch unsere Hände. Wir durften nur zusehen, wie eine sowjetische Spezialistin sie behutsam einpackte und auf die Reise schickte.

Inzwischen war es Herbst geworden, und mein Koffer enthielt noch immer nur Sommersachen für zwei Wochen. Freunde aus der Ermitage brachten mir Pullover, Schal und Wintermantel. Auch mein Geburtstag im Oktober wurde fröhlich begangen. In dieser Zeit sind Freundschaften entstanden, die zum Teil noch heute bestehen. Die uns entgegengebrachte Wärme war um so beeindruckender, als viele der sowjetischen Kollegen durch den faschistischen Krieg und die Belagerung Leningrads großes persönliches Leid erfahren, manche sogar alle Familienangehörigen verloren hatten.

Dem Alabasterrelief aus dem Palast des assyrischen Königs Assurbanipal (668 bis 627 v. u. Z.) bin ich in der Sowjetunion allerdings nicht begegnet. Etwa 650 v. u. Z. entstanden, zeigt es einen Streitwagen in einem von zwei Flüssen begrenzten Gelände. Auf dem Wagen stehen der Wagenlenker und ein Bogenschütze, die von zwei Kriegern mit ihren Schilden gedeckt werden. Vorn am Wagen hängt ein Köcher, der mit Pfeilen gefüllt ist. Das Gefährt wird von einem Pferd gezogen, Art und Weise der Anschirrung sind gut zu erkennen. Das sechsundvierzig Zentimeter breite Relief war in Moskau aufbewahrt und dort von anderen Museologen auf die Reise nach Berlin geschickt worden. Als ich nach vier Monaten aus Leningrad zurückkam, war es schon eingetroffen, und ich hatte meine erste Begegnung mit ihm. Es gehört heute zu den schönsten Stücken unserer Sammlung.

Liane Jakob-Rost

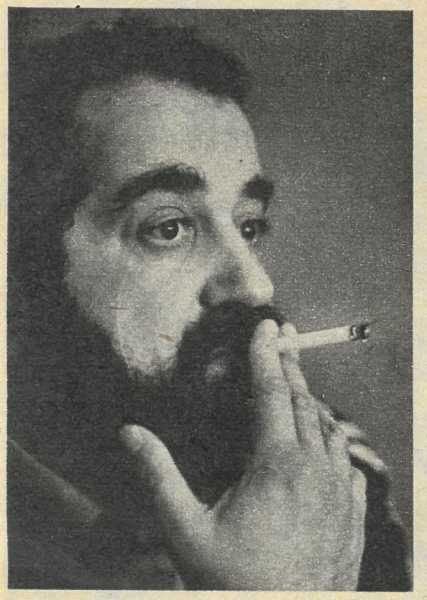
Dr. Liane Jakob-Rost
Direktorin des
Vorderasiatischen Museums

r Wagen auf Reisen

Streitwagen. Relief aus dem Palast des assyrischen Königs Assurbanipal. Um 650 v. u. Z.

Reproduktion: Detlef Christel

Der Erste der Marschälle



Der in Leipzig diesjährig mit der „Goldenen Taube" ausgezeichnete sowjetische Dokumentarfilm „MARSCHALL SHUKOW – Seiten einer Biographie" ist einer Idee Konstantin Simonows zu verdanken. Mit dem Drehbuchautor dieses Films, dem Dokumentaristen und Schriftsteller Leninpreisträger Igor Itzkow (links) sprach FW-Korrespondent Jürgen Geitner dieser Tage in Moskau.

1943 an einer der Fronten. Unveröffentlichtes

Sie haben bereits mit Roman Karmen das Buch zu der weltbekannten Dokumentarfilmreihe „Die entscheidende Front" geschrieben. Auch Ihre Mitwirkung an Filmen wie „Der Weg Amerikas" und „Er hieß Ho-chi-Minh" legt uns die Vermutung nahe, daß Ihr Interesse vorwiegend geschichtlichen Themen gilt.

Sie vermuten richtig. Fast ausschließlich historischen und internationalen Problemen. Ich mache aber auch Musikfilme, jetzt habe ich einen über unsere Sängerin Ljudmila Sykina beendet.

Wie kam es dazu, einen Film über Marschall Shukow zu machen?

Vor beinahe zehn Jahren machte Konstantin Simonow der Regisseurin Marina Babak diesen Vorschlag. Simonow hatte in seinen letzten Jahren sehr viel mit dem Dokumentarfilm gearbeitet. Gemeinsam mit Marina Babak entstanden „Erinnerungen eines Soldaten", „Es schritt ein Soldat" – auch der Vietnam-Film „Es gibt kein fremdes Leid" fällt in diese Periode. Konstantin Simonow ging es stets darum, die Wahrheit über den Krieg und das Heldentum sowjetischer Soldaten zu sagen und zu zeigen. Er war entschieden gegen eine Vereinfachung oder Karikierung des faschistischen Feindes. Von Simonow wurden auch Shukows Worte überliefert: „Nicht vor Narren sind wir im Sommer 41 zurückgewichen, und es waren auch keine Narren, die wir im Mai 45 besiegt haben, sondern es war die stärkste und bestausgerüstete Armee der Welt!"

Für Simonow verkörperte sich in Marschall Shukow das Wesen und die Persönlichkeit eines Kommunisten und Heerführers. Deshalb schlug er vor, eine Serie über berühmte Militärs der Roten Armee zu machen und sie mit einem Film über Shukow, den „Ersten der Marschälle" zu eröffnen. Leider war er damals schon schwerkrank, und weiter als bis zum Wunsch konnte das Vorhaben nicht gedeihen. Marina Babak hatte Simonow noch wenige Tage vor dessen Tod fest versprochen, daß sie diese Idee verwirklichen würde. Und sie hat sich daran auch mit beispielloser Energie gehalten.

Wie ging es dann weiter?

Schon kurz nach Simonows Tod haben Marina Babak und ich die Arbeit aufgenommen. Und ich muß sagen – so wie für diesen Film hatten wir beide zuvor noch niemals geschuftet! Umfangreiche Forschungsarbeiten auf militärhistorischem Gebiet waren zu bewältigen, sowjetische, deutsche, auch private Archive mußten durchforstet werden, unbekanntes Material war zu überprüfen.

Shukow ist als nicht eben presse- und fotografierfreundlich bekannt gewesen.

Das hat uns die Arbeit natürlich erschwert. Er sagte immer: „Fotografieren Sie die Soldaten. Mich können Sie nach dem Sieg aufnehmen!" Shukow war Stabschef der Armee, leitete nacheinander fünf Fronten, war als Stellvertreter des Oberkommandierenden J. W. Stalin praktisch der zweite Mann in der Roten Armee. Er hatte einen gigantischen Militärmechanismus zu koordinieren. Jede seiner Fahrten an die Front war absolut geheim. Wir haben nach Fotos von seinem Aufenthalt an der Leningrader Front gesucht – vergeblich. Einer seiner engsten Mitarbeiter sagte uns: „Hätte ich damals nicht verhindert, daß er fotografiert wird, wäre ich erschossen worden!"

Und doch haben Sie vieles gefunden, was erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde!

85 Prozent der in unserem Film gezeigten Dokumente waren der Öffentlichkeit vorher nicht bekannt. Die Szene, die Shukow auf seinem Schimmelhengst vor der Siegesparade im Kremlgelände zeigt, haben wir als unkopiertes Negativmaterial entdeckt. Ein anderes Beispiel: Auf der Rolle, die das erste Filmdokument aus Shukows Leben ist, stand: „Es tritt ein Offizier auf". Die Szene zeigt, wie Brigadekommandeur Georgi Shukow nach Manövern des belorussischen Militärbezirks zum Jahreswechsel 1935/36 einen Toast auf die Kolchosbauern ausbringt. Ich hatte so ein Gefühl und sagte: „Sehen wir uns auch die noch an." In Dokfilmarchiven wird selten „hurra" geschrien – aber der Jubel, der da ausbrach, den hätten Sie hören sollen! Wir hatten das früheste Filmdokument über Shukow gefunden. Zudem hatten wir das Glück, Nikolai Bedow unter unseren Mitarbeitern zu haben, den ehemaligen „Offizier zur besonderen Verwendung" Shukows. Der durfte ihn fotografieren und hat einige hundert Aufnahmen von ihm gemacht, 46 davon haben wir für den Film nutzen können. Aus der Schlacht am Chalchin-Gol 1939 standen uns unveröffentlichte Fotos des gefallenen Fotokorrespondenten Pawel Troschkin (FW stellt ihn mit unbekannten Arbeiten in Kürze vor, d. Red.) zur Verfügung.

Der Film besteht nicht allein aus historischem Material. Michail Uljanow spricht Kommentare an Originalschauplätzen Shukowschen Wirkens. Warum sind Sie so verfahren?

Wo wir keine Dokumente zur Verfügung hatten, gaben wir Uljanow das Wort. Wir bemühten uns aber, die Atmosphäre des Dokumentarischen zu erhalten. Wir haben in Stalins Arbeitszimmer im Kreml gedreht, das in seiner Ausstattung unverändert erhalten geblieben ist, im Arbeitszimmer Shukows in der Kirowstraße, in Berlin-Karlshorst, vor dem Reichstagsgebäude in Westberlin. Für die große Hilfe, die sie uns während der Dreharbeiten in Berlin, aber auch in Potsdam und auf den Seelower Höhen – leider konnten wir das Material der beiden letztgenannten Schauplätze wegen Überfülle nicht verwenden – erwiesen haben, sind wir den DEFA-Dokumentaristen zu großem Dank verpflichtet.

Haben Ihnen die Memoiren Marschall Shukows bei Ihrem Vorhaben helfen können?

Sein Buch ist hierzulande bereits in der 5. Auflage erschienen, und man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß es zum festen Bestand jeder sowjetischen Familie gehört. Was Shukow schrieb, ist also weitbekannt. Deshalb stand vor

Foto des sowjetischen Kriegsfotografen Pawel Troschkin (Shukow ganz rechts).

uns die nicht leichte Aufgabe, Unbekanntes zu zeigen, allzu Bekanntes nicht zu wiederholen, das zu sagen, was nicht im Buch steht. Also haben wir uns auf zwei oder drei Zitate aus dem Buch beschränkt und auf bisher nicht publizierte Aussagen zurückgegriffen: auf Gespräche von Simonow und Babak mit Shukow und auf die Militärchronik. Aber auch mit der Militärchronik ist es so, daß dasselbe Material von einem Film zum anderen wandert, sich zwangsläufig wiederholt. Man hat uns gefragt, warum wir im Filmfinale nicht zeigen, wie die Nazifahnen in den verdienten Dreck geschmissen werden. Doch das wurde schon in vierzig Filmen gezeigt. Wir waren auf Unbekanntes aus.

Besonders bewegend sind die Szenen, in denen verwundete oder gefallene Sowjetsoldaten von ihren Genossen geborgen werden.

Ich habe selbst in Berlin, Jannowitzbrücke, in der Brückenstraße an der Stelle gestanden, wo sich auf einer der Aufnahmen ein Soldatengrab befand, in der Nähe eines kleinen Bierlokals, mitten auf der Straße. Bisher war man wohl der Meinung, daß solche Szenen nicht in die Öffentlichkeit gehören, daß ein Sieger zu lächeln habe... Wenn überhaupt, dann war das ein sehr schmerzliches Lächeln, ein mit unsäglich viel Blut, Leid und Opfern erkauftes. Ich habe mit vielen Kriegsveteranen gesprochen – keiner erinnert sich eines triumphalen, lauten Sieges. Wir setzen die Helden nicht herab, wenn wir ihre Tränen zeigen, und der Sieg wird nicht kleiner, wenn er als Ende eines unmenschlichen Ringens verstanden wird.

Im Film tauchen keine strategischen Karten auf, wurde auf Statistiken und andere Schemata verzichtet. Warum?

Wir waren bemüht, die Persönlichkeit Shukows darzustellen, im Meinungsstreit mit Stalin, den Menschen Shukow, auch mit seinen Schwächen und „Stimmungstiefs". Wir glaubten daher, die roten oder blauen Pfeile auf den Generalstabskarten entbehren zu können. Die sind etwas für Militärs oder Kriegshistoriker.

Bei der „Entscheidenden Front" haben Sie aber auf Karten und Pfeile nicht verzichtet.

Da war der Ausgangspunkt ein anderer, leichterer. Diese Serie haben wir für die Amerikaner gemacht, denen – und ich weiß, wovon ich rede – bis auf die Person Hitlers kaum eine andere Figur oder ein anderer Zusammenhang aus dieser Zeit geläufig war. „Unbekannter Krieg", so hieß die Serie denn ja auch in den USA. Unser wie auch Ihr Publikum ist gebildet, es ist sehr gut unterrichtet von den Untaten des Faschismus und Imperialismus, da muß man nicht viel mehr sagen als „Stalingrad" oder „Kursker Bogen", da stellen sich sofort Assoziationen her.

Dennoch – eine neue Generation ist herangewachsen, die den Krieg glücklicherweise nur aus den Erzählungen der Älteren oder aus Geschichtsbüchern kennt.

Diese Generation braucht einen anderen „Einstieg" in diese Thematik als die Augenzeugen der Ereignisse. Simonow hat da viel geleistet, aber ich denke auch an Herrmann Kant, Max Walter Schulz, an Wassili Bykau, Juri Bondarew oder Grigori Baklanow. Über das Schicksal eines einzelnen zu berichten und hierin die Fragen der Epoche zu behandeln, darin besteht die Chance, von der Jugend verstanden zu werden.

Nicht den überlebensgroßen „Helden" zu propagieren, den es übrigens zu keiner Zeit gab, sondern den kämpfenden, liebenden, seine Nöte und Ängste überwindenden Menschen in Bewährungs- und Nichtbewährungssituationen zu schildern ist die Aufgabe. Eine Aufgabe, die heute aktueller ist denn je, sind doch die Dinge, die heute mit der Erhaltung des Friedens zusammenhängen, mit der schöpferischen Leistung jedes einzelnen für dieses Ziel weit komplizierter als vor 40 Jahren. Simonow war es, der im Kriege geschrieben hatte: „Sooft Du den Feind siehst – sooft: Töte ihn!" Das klingt schrecklich heute, ich weiß – aber: Hätten wir anders siegen können? Schließlich hatten die sowjetischen Soldaten noch bei Kriegsbeginn die Illusion, jetzt erhöben sich die deutschen Arbeiter und fegten Hitler und seine Clique einfach beiseite – das konnte doch nicht sein, daß das Volk Goethes und Hegels, Beethovens und Dürers ausholt zum Ungeheuerlichsten! Diese Enttäuschung war bitter und schlug um in Haß. Simonow war es aber auch, der als einer der ersten nach dem Sieg verstanden hatte, daß man mit diesem Haß nicht leben kann. Die Ausgabe von Brot und Suppe an die hungernden Berliner durch Sowjetsoldaten war daher für ihn nicht nur eine Verteilung irgendwelcher Lebensmittel an irgendwelche Verbraucher, sondern ein symbolischer, höchst bedeutsamer Akt – das war die Bruderhand!

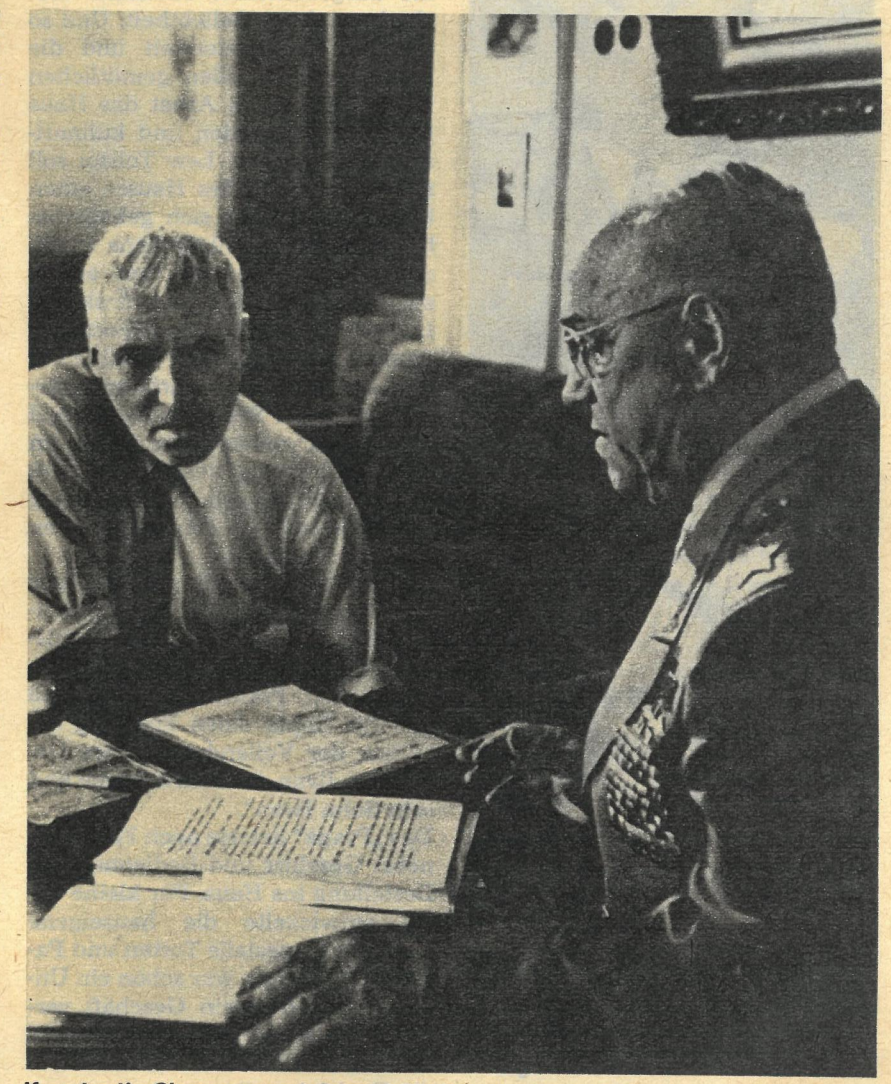
Was wünschen Sie Ihrem Film?

Daß viele Menschen ihn sehen und sich nicht von seiner Spielfilmlänge abhalten lassen. Ich habe einmal, bei der „Entscheidenden Front", erlebt, daß die Kinos gefüllt waren und sich eine große Schar vor den Bildschirmen einfand. Dies ist etwas, was einem Dokumentaristen nicht allzu häufig widerfährt. Zum anderen wünsche ich, daß junge Leute aus dem Film mehr über den Krieg erfahren in dem Sinne, wie sich ein Mensch in Entscheidungssituationen bewährt.

Woran arbeiten Sie zur Zeit?

An einem Film über Urho Kekkonen – eine sowjetisch-finnische Gemeinschaftsproduktion. Das Porträt dieses hervorragenden Staatsmannes ist gleichzeitig ein Lehrkapitel über hart errungene und verteidigte friedliche Koexistenz. Aber wir folgen natürlich auch weiterhin den Intentionen Konstantin Simonows, Lebensbilder anderer Marschälle zu geben. So ist das Drehbuch zum Film über Marschall Wassiljewski bereits abgeschlossen. Ein Film über Marschall Konew ist in Vorbereitung. Sie sehen – wir bleiben unserer Aufgabe treu.

Fotos: Pawel Troschkin, Volkmar Billeb, Jewgeni Chaldej



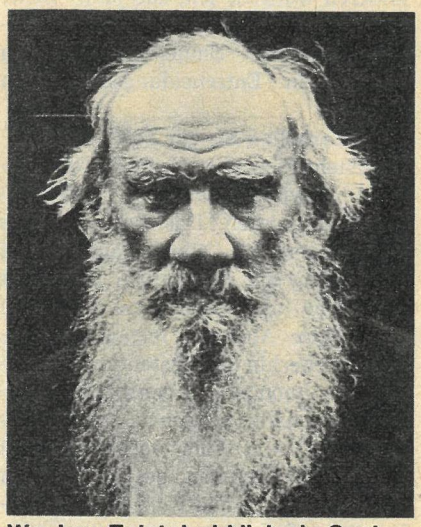
Konstantin Simonow und Georgi Shukow im Gespräch.

Moskau – Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.

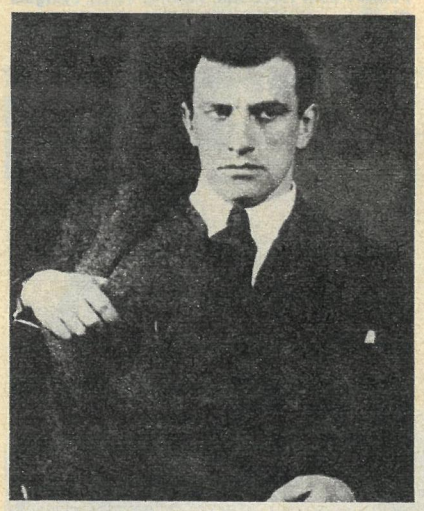
Das „Praga" vor dem Umbau durch Taratygin 1902 und heute.

Restaurant PRAGA

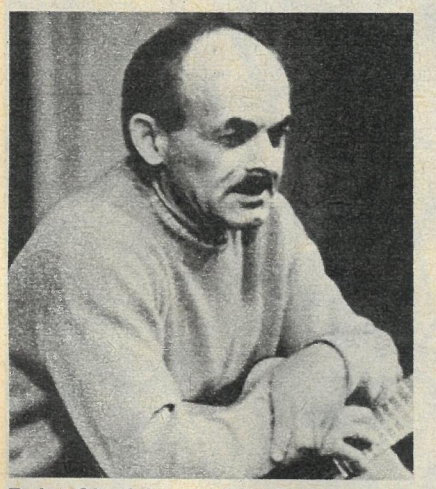
Folgen Sie mir in eines der ältesten und beliebtesten Moskauer Restaurants mit guter Tradition und einer vorzüglichen russischen und internationalen Küche. In den fünf Etagen des „Praga" – an der stumpfen Ecke zwischen dem Alten Arbat und dem Kalininprospekt gelegen – können Sie zwischen neun Sälen mit und ohne Orchester wählen, eine Bar besuchen, die Imbißstube oder das Café. Und – wenn Sie Glück haben – entdecken Sie an einem der Nachbartische ein bekanntes Gesicht. Ein Haus ist so gut und so bekannt wie seine Stammgäste.



War Lew Tolstoi wirklich ein Gast des „Praga"? Die Spuren seiner Romanhelden führen zum Alten Arbat.



Majakowski bezeichnete seine Reklame-Sprüche „ungeachtet johlender Entrüstungsstürme" als „Dichtkunst höchsten Grades".

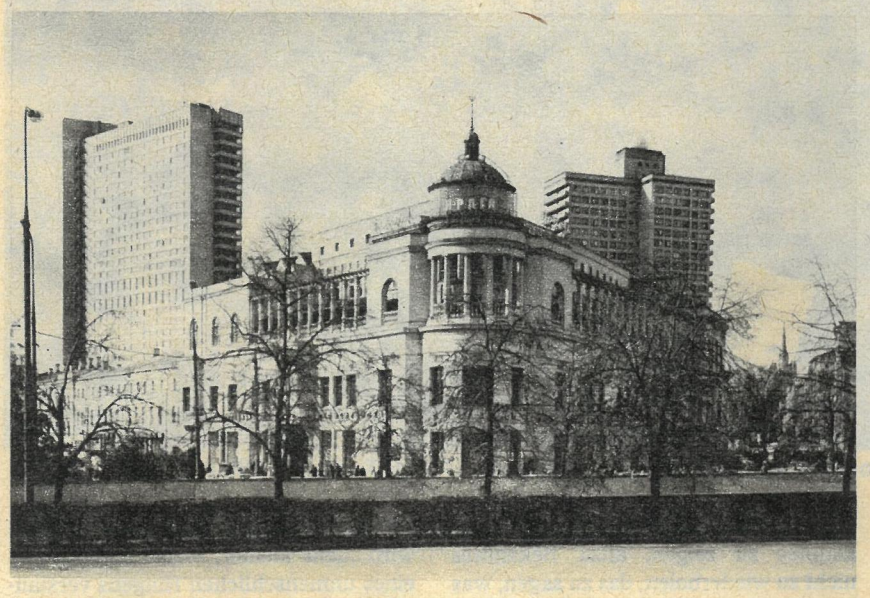


Bulat Okudshawa – ein Stammgast aus dem „Kietz" des Alten Arbat.

Wie der „Slawjanski Basar" war das „Praga" schon lange vor dem ersten Weltkrieg Stammlokal der Moskauer Intellektuellen und Künstler. Im Jahre 1902 erwarb der Kaufmann Taratygin das um 1830 erbaute Haus mit Schenke für einen Spottpreis. Dem Zeitgeschmack folgend, ließ er es aufstokken und umbauen zu einem gewinnversprechenden Luxusrestaurant mit vielen intimen kleinen Sälen. Um internationales Flair zu verbreiten, nannte er einen der Säle „Praga" und führte tschechische Spezialitäten ein. Bei den Gästen aber erfreute sich nach wie vor die ausgezeichnete russische Küche besonderer Beliebtheit. Und so nutzten die Geisteswelt und die Liebhaber der stillen gemütlichen Gassen des Alten Arbat das Haus Nr. 2 als kulturellen und kulinarischen Treffpunkt. Lew Tolstoi soll im ersten Stock des Hauses einen kleinen Raum für sich gehabt haben. Er, der die bürgerliche Zivilisation kritisierte und den aufgezwungenen Luxus seines Moskauer Lebens angesichts des Elends der Armen verabscheute? Suchte er hier Zuflucht, um zu arbeiten? Gerade an dieser Stelle, an der einmal das „Praga" stehen sollte, läßt er an einem Wintertag des Jahres 1812 den Pierre Besuchow aus „Krieg und Frieden" zu einem Kometen emporschauen.

Die Begründer des Moskauer Künstlertheaters (MCHAT), Nemirowitsch-Dantschenko und Stanislawski, feierten im „Praga" ihre erfolgreichen Premieren, und 1913 gab Ilja Repin einen Empfang anläßlich der Vollendung seines Gemäldes „Iwan der Schreckliche und sein Sohn Iwan".

Das „Praga" lieferte auch Festessen nebst Geschirr und Bedienung auf Bestellung ins Haus. Für kleine Feste entwickelte die hauseigene Konditorei spezielle Torten und Pasteten. Taratygin war schon ein Unternehmer, der sein Geschäft verstand. Das bis aufs Äußerste geschundene Personal präsentierte die Rechnung: Die starke und gut organisierte Parteizelle des Küchen- und Bedienungspersonals beteiligte sich aktiv an den Kämpfen der Oktoberrevolution und jagte den Schinder Taratygin zum Teufel. In den Hungerjahren nach der Revolution wurde aus dem Luxusrestaurant eine der ersten Arbeiterkantinen. Majakowski verfaßte aus diesem Anlaß für das „Praga" einen Reklamespruch, den er 1927 in sein Poem „Gut und Schön" aufnahm: „Und kein Fliegenschwarm/ macht die Butter käsig./ Ums Herz wird dir warm:/ ‚Alle Preise ermäßigt!'" Auch in kargen Zeiten hielt das Personal des enteigneten „Praga" auf gediegene Küche und gute Bedienung. Mit der NÖP-Zeit kehrte die Boheme Moskaus ins „Praga" ein. Die Blüte der Künste aller Sparten fand sich wieder an den Stammtischen, um Premieren, Ausstellungen und Jubiläen zu feiern.



Der zweite Weltkrieg brachte auch der Geschichte des „Praga" eine große Zäsur. Das Restaurant wurde geschlossen, einer der großen Säle zum Wochenschaukino umgebaut. Doch nach dem Sieg über den Faschismus war Moskau wieder Schauplatz internationaler Tagungen und Konferenzen. Auf Beschluß der Regierung nahm Ende der vierziger Jahre das „Praga" erneut den Küchenbetrieb auf, belieferte Regierungsbankette und Botschaftsempfänge. Nach umfangreicher Restaurierung und der Wiedereröffnung zum 10. Jahrestag der Befreiung Prags am 9. Mai 1955 genoß das gute alte neue „Praga" schnell Popularität, und bald wurde auch ein neuer Reigen prominenter Stammgäste eröffnet. Professor Alexandrow, Präsident der Akademie der Wissenschaften, mit seinen Gästen, die Schriftsteller Rassul Gamsatow, Juri Bondarew, die weltbekannte Tänzerin Maja Plissezkaja, die Komponisten Rodion Schtschedrin und Aram Chatschaturjan und der Sänger des Arbat Bulat Okudshawa folgten dem guten Ruf des Hauses. Gästehäuser werden nach wie vor vom „Praga" mit Speisen und Personal versorgt, dienstbare Geister stehen Brautmüttern und Jubilaren diskret zur Seite. Den Reigen der Stammgäste des „Praga" sollen für heute die Arbeiter des Stahlwerkes „Hammer und Sichel" beschließen. Die Meisterköche des „Praga" betreuen die Werkskantine und bewirten zweimal im Monat die Stahlwerker, wenn sie mit ihren Frauen in den Alten Arbat Nr. 2 zum Tanz kommen. Wie gesagt – ein Haus mit guter Tradition. *Lisa Klutschewskaja*

Fotos: N. Rachmanow, Archiv

Roben für die „Csárdásfürstin“ und Röckchen für die „Mädis vom Chantant“ – das Haus der ungarischen Kultur in Berlin stellte Arbeiten dreier Bühnen- und Kostümbildnerinnen aus.

Frack für einen Lumpen

„Das Großstadtpflaster hat uns verführt zum Laster, und wir sind Lumpen drum von A bis Z“, singt Lebemann Feri in der „Csárdásfürstin“. Wer Kálmáns Operette kennt, mag ihm vielleicht recht geben; doch in Lumpen gekleidet waren die Lumpen der Budapester und Wiener Lebewelt um 1915 gewiß nicht. Kostümbildnerin Judit Szekulesz, eine Budapesterin von heute, hat die Csárdásfürstin für eine Produktion des ungarischen Fernsehens in raffinierte Roben gewandet. Wie sie sich Sylvas Abendkleid, Edwins Frack und die Röckchen der Ballettmädchen des „Orpheum“ vorstellt, zeigen ihre Figurinen (rechts). Zu sehen waren diese und andere zauberhafte Collagen, Zeichnungen, Entwürfe für Bühnenbilder und Kostüme, dazu Mobiliar und Kleider für Theater, Film und Fernsehen in einer Ausstellung des Hauses der ungarischen Kultur. Drei Künstlerinnen – Judit Szekulesz, Agnes Gyarmathy und Marianne Wieber – präsentierten sich mit ihren schönsten Arbeiten. Schaulustige drückten sich die Nasen schon an den Fensterscheiben platt. Was da an dünnen Schnüren in der Luft schwebte, kam ihnen bekannt vor: das schwarze, mit Perlen und Pailletten bestickte Wams und der feuerrot gefütterte Umhang des „Mephisto“ aus István Szabós preisgekröntem, sälefüllenden Film. Agnes Gyarmathy hat den Film mit Szenenbild, Kostüm und Maske ausgestattet. Mephistos Gewand ist das einzige, das ihr davon geblieben ist. Alle anderen Kleider sind spurlos verschwunden, hängen wohl seit dem Ende der Dreharbeiten als Erinnerungsstücke in Schränken oder werden gar als Tages- oder Abendgarderobe ausgeführt. Für diese Ausstellung hat Agnes Gyarmathy den „Mephisto“ noch einmal hergegeben. Sie hat ihn sogar selbst nach Berlin begleitet. Zur Eröffnung erwiesen ihr Kollegen von Berliner Bühnen, von der DEFA und vom DDR-Fernsehen die Ehre, und anschließend trat man sogleich in eine kleine Konferenz ein. Zuvor jedoch hatte Agnes Gyarmathy mit der Gestaltung der Ausstellung zu Stuhle kommen müssen. Stühle scheinen ihre Lieblingskinder zu sein. Sitzmöbel ihrer Ausstattungen zu fünf Theaterinszenierungen, darunter ein unheimlich aussehendes, hartes, hölzernes für Jewgeni Schwarz' „Drachen“, erzählen Geschichten. Eine melancholische der zerschlissene Samtsessel aus Anton Tschechows „Kirschgarten“: Die noch immer heiter geschwungenen Beine stekken in Kinderschuhen aus brüchigem Leder, vergilbte Fotografien sind auf dem Boden verstreut, grau gewordene Spitzen, zerknitterte elegante Handschuhe und eine zerbrochene Puppe liegen verloren umher. Die Dame Ranjewskaja ist nach langen Pariser Jahren nach Rußland zurückgekehrt, in den Kirschgarten ihrer Kindheit. Doch romantische Erinnerungen halten der kalten kapitalistischen Wirklichkeit nicht stand. Nichts ist wie es war.

Im Haus der ungarischen Kultur macht schnell eine sehenswerte Ausstellung der anderen Platz. Altes Spielzeug aus ungarischen Museen wartet nun bis Mitte Januar auf den Besuch seiner Liebhaber.

Constanze Treuber (Text)
Detlef Christel (Reproduktion)

Fjodor Dostojewski

Tannenbaum und Hochzeit

Aus den Aufzeichnungen eines Unbekannten

Illustration: Christa Unzner-Fischer

Ich habe dieser Tage eine Trauung gesehen... Doch nein! Lieber erzähle ich Ihnen vom Tannenbaum. Die Trauung war schön; sie gefiel mir sehr, aber das, was sich unter dem Tannenbaum zutrug, fand ich noch schöner. Ich weiß nicht, warum ich im Zusammenhang mit dieser Trauung an den Tannenbaum zurückdenken muß. All das kam so. Vor genau fünf Jahren wurde ich am Silvesterabend zu einem Kinderfest eingeladen. Der Gastgeber war ein bekannter Geschäftsmann mit Beziehungen, mit Geschäftsfreunden, mit Intrigen; man konnte also annehmen, das Kinderfest war für die Eltern ein Vorwand, zusammenzukommen und sich auf die harmloseste, unschuldigste, beiläufigste Art über andere interessante Dinge zu unterhalten. Ich war jemand, der nicht dazugehörte; irgend etwas zu besprechen hatte ich nicht, und ich verbrachte den Abend darum recht ungezwungen. Es war da noch ein anderer Herr, der offenbar weder Stand noch Rang besaß, aber gleich mir in dieses Familienglück geraten war... Er fiel mir vor allen anderen auf. Er war ein hochgewachsener, hagerer Mann, sehr ernst, sehr anständig angezogen. Man sah jedoch, daß ihm der Sinn durchaus nicht nach Familienglück, nach Familienfreuden stand; sobald er sich in eine Ecke zurückzog, hörte er auf zu lächeln und schob die dichten schwarzen Brauen zusammen. Ich erfuhr erst später, daß es sich um einen Herrn aus der Provinz handelte, den eine für ihn entscheidende und äußerst komplizierte Angelegenheit in die Hauptstadt geführt hatte; er habe dem Hausherrn ein Empfehlungsschreiben überbracht, worauf sich dieser, wenn auch keineswegs con amore, für ihn einsetzte und ihn aus Höflichkeit zu dem Kinderfest einlud.

Außer dieser Gestalt, die auf die beschriebene Weise am Familienglück des Hausherrn teilnahm – der hatte fünf wohlgenährte Jungen –, fiel mir auch noch ein weiterer Herr auf. Der freilich war von ganz anderer Art. Er stellte eine Persönlichkeit dar. Man nannte ihn Julian Mastakowitsch. Gleich der erste Blick verriet, daß er ein Ehrengast war und zum Hausherrn im gleichen Verhältnis stand wie dieser zu dem Herrn mit dem Backenbart. Der Hausherr und die Frau des Hauses überhäuften ihn mit Liebenswürdigkeiten, machten ihm den Hof, achteten darauf, daß sein Glas gefüllt war, umsorgten ihn, stellten ihm zwecks Empfehlung ihre Gäste vor, ihn dagegen niemandem. Ich bemerkte, daß in den Augen des Hausherrn Tränen aufblitzten, als Julian Mastakowitsch hinsichtlich dieses Abends äußerte, so angenehm verbringe er seine Zeit nur selten. Mir war in Anwesenheit einer solchen Persönlichkeit nicht recht geheuer, und ich zog mich, nachdem ich mich zur Genüge an den Kindern ergötzt hatte, in einen kleinen Salon zurück, in dem ich völlig allein war, und ließ mich im Wintergarten der Frau des Hauses nieder, der fast die Hälfte des Zimmers einnahm.

Die Kinder waren geradezu nett und wollten es – trotz aller Ermahnungen der Gouvernanten und Mütter – den Großen nicht gleichtun. Sie plünderten den Tannenbaum im Handumdrehen bis auf das letzte Konfekt und zerbrachen die Hälfte des Spielzeugs, noch ehe sie erfuhren, wem was gehörte. Besonders gut gefiel mir ein schwarzäugiger Lockenkopf, der mich in einem fort mit einem Holzgewehr erschießen wollte. Am meisten jedoch zog seine Schwester die Aufmerksamkeit auf sich, ein Mädchen von elf Jahren, lieblich wie eine Amorette, still, nachdenklich und blaß, mit großen, hervorstehenden, sinnenden Augen. Die anderen Kinder hatten sie irgendwie gekränkt; sie war darum in den Salon gekommen, in dem ich mich aufhielt, und spielte in einer Ecke mit ihrer Puppe. Die Gäste wiesen einander voller Respekt auf ihren Vater hin, einen reichen Steuerpächter, und der und jener raunte etwas von dreihunderttausend Rubel Mitgift, die für sie hinterlegt seien. Ich sah mich unter den Leuten um, die sich für diesen Umstand interessierten, und mein Blick fiel auf Julian Mastakowitsch, der – die Arme auf dem Rücken verschränkt und den Kopf ein wenig zur Seite geneigt – dem Gerede dieser Herrschaften besonders aufmerksam zuhörte. Danach mußte ich über die Weisheit des Hausherrn und der Frau des Hauses bei der Verteilung der Geschenke an die Kinder staunen. Das Mädchen, das bereits dreihunderttausend Rubel Mitgift besaß, erhielt eine besonders teure Puppe. Es folgten – je nach dem Rang der Eltern all dieser glücklichen Kinder – weniger teure Geschenke. Schließlich erhielt, als letztes der Kinder, ein Junge von etwa zehn Jahren – er war klein, dünn, sommersprossig und rothaarig – weiter nichts als ein Buch mit Erzählungen, die von der Größe der Natur, von Tränen der Rührung und dergleichen mehr handelten, ohne Bilder und sogar ohne Vignetten. Er war der Sohn einer armen Witwe, der Gouvernante der Kinder des Hausherrn, und äußerst eingeschüchtert und scheu. Er trug ein armseliges Baumwolljäckchen. Nachdem er sein Buch in Empfang genommen hatte, strich er lange um die sonstigen Geschenke herum; er hätte schrecklich gern mit den anderen Kindern gespielt, traute sich aber nicht; man merkte, daß er seine Lage bereits fühlte und verstand. Ich beobachte Kinder sehr gern. Ihre erste selbständige Lebensregung ist außerordentlich interessant. Ich merkte, der rothaarige Junge war von den teuren Spielsachen der anderen Kinder, besonders einem Puppentheater, in dem er unbedingt eine Rolle übernehmen wollte, so angetan, daß er sich auf kleine Gemeinheiten einließ. Er lächelte und schmeichelte sich bei den anderen Kindern ein, trat seinen Apfel einem aufgedunsenen Bengel ab, der ohnehin ein ganzes Taschentuch voller Bonbons gehamstert hatte, und entschloß sich sogar, einen anderen auf sich reiten zu lassen, alles nur, damit man ihn nicht vom Puppentheater vertrieb. Doch gleich darauf verabreichte ihm irgendein Schlingel eine gehörige Tracht Prügel. Der Junge wagte nicht zu weinen. Da erschien die Gouvernante, sein Mamachen, und befahl, er solle die anderen Kinder nicht beim Spielen stören. Der Junge ging in denselben Salon, in dem sich das Mädchen aufhielt. Sie wies ihn nicht ab, und beide widmeten sich mit Feuereifer dem Herausputzen der teuren Puppe.

Ich saß wohl schon eine halbe Stunde in der Efeulaube und wäre bald eingenickt, der kleinen Unterhaltung zwischen dem rothaarigen

Jungen und der Schönen mit den dreihunderttausend Rubeln Mitgift lauschend, die sich um die Puppe drehte, als plötzlich Julian Mastakowitsch das Zimmer betrat. Er hatte die skandalöse Szene eines Streites unter den Kindern genutzt und sich unauffällig aus dem Saal entfernt. Ich bemerkte noch, daß er kurz davor mit dem Vater der zukünftigen reichen Braut, mit dem er gerade erst bekannt geworden war, sehr angeregt über die Vorzüge dieser oder jener dienstlichen Laufbahn gesprochen hatte. Jetzt stand er nachdenklich da und rechnete etwas an den Fingern aus.

„Dreihundert... dreihunderttausend", murmelte er. „Elf... zwölf... dreizehn und so weiter. Sechzehn... noch fünf Jahre! Nehmen wir an – vier Prozent, macht zwölftausend, und das mal fünf, gleich sechzigtausend, und zu diesen sechzigtausend... aber gut, es werden in fünf Jahren, sagen wir, vierhunderttausend sein. Ja... doch der Halunke holt selbstverständlich mehr als vier Prozent heraus! Können ebensogut acht oder zehn sein. Nehmen wir also an – fünfhundert, fünfhunderttausend mindestens, das mit Bestimmtheit; und einiges drüber für die Fetzen oder Fähnchen... hm..."

Er hatte seine Überlegungen beendet, schneuzte sich und wollte schon das Zimmer verlassen, als er plötzlich das Mädchen bemerkte und stehenblieb. Mich konnte er hinter den Töpfen der Zimmerpflanzen nicht sehen. Er schien äußerst erregt. Darauf bewegte er sich auf das Kind zu, langsam und auf Zehenspitzen, als fühle er sich schuldig. Schließlich beugte er sich unsicher lächelnd über sie und küßte sie auf den Kopf. Sie hatte den Überfall nicht erwartet und schrie erschrocken auf.

„Was machen Sie hier, gutes Kind?" fragte er im Flüsterton, wobei er sich nach allen Seiten umsah und dem Mädchen die Wange tätschelte.

„Wir spielen..."

„Ach? Sie mit ihm?" Julian Mastakowitsch schielte aus den Augenwinkeln zu dem Jungen hin. „Du, mein Bester, solltest in den Saal hinübergehen", sagte er zu ihm.

Der Junge schwieg und starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. Julian Mastakowitsch blickte sich aufs neue um und beugte sich wieder über das Mädchen.

„Was haben Sie denn da, liebes Kind, ein Püppchen?" erkundigte er sich.

„Ja, ein Püppchen", gab das Mädchen zur Antwort, verzog das Gesicht und sah ein wenig verschüchtert drein.

„Ein Püppchen... Und wissen Sie auch, woraus Ihr Püppchen gemacht ist, liebes Kind?"

„Nein", entgegnete das Mädchen im Flüsterton und senkte den Kopf.

„Nun, aus Lumpen, mein Herzchen. Du solltest verschwinden, mein Junge, in den Saal, zu deinen Altersgefährten", sagte Julian Mastakowitsch und sah den Knaben streng an. Das Mädchen und der Junge runzelten die Brauen und klammerten sich aneinander. Sie wollten sich nicht trennen.

„Und wissen Sie auch, warum Sie diese Puppe geschenkt bekommen haben?" fragte Julian Mastakowitsch, wobei er die Stimme immer mehr senkte.

„Nein."

„Nun, weil Sie diese Woche ein liebes und wohlgesittetes Kind gewesen sind."

Hier blickte sich Julian Mastakowitsch, äußerst erregt, aufs neue um und erkundigte sich schließlich mit kaum hörbarer, vor Ungeduld beinahe ersterbender Stimme: „Und werden Sie mich auch gern haben, liebes Mädchen, wenn ich Ihre Eltern besuchen komme?"

Nachdem Julian Mastakowitsch das gesagt hatte, wollte er das liebe Mädchen noch einmal küssen, doch der rothaarige Junge sah, daß sie am Weinen war, griff nach ihren Händen und hob aus tiefstem Mitgefühl für sie zu schluchzen an. Julian Mastakowitsch wurde ernsthaft böse.

„Mach, daß du fortkommst, fort mit dir!" sagte er zu dem Jungen. „Hau ab, in den Saal, zu deinen Altersgefährten!"

„Nein, er soll bleiben, er soll bleiben! Gehen doch Sie", rief das Mädchen. „Lassen Sie ihn in Frieden!" fuhr sie fort und weinte schon fast.

Jemand bewegte sich in der Tür. Julian Mastakowitsch erschrak, richtete sich sogleich auf und nahm eine majestätische Haltung an. Doch der rothaarige Junge erschrak noch mehr als Julian Mastakowitsch, er verließ das Mädchen und schlich sich an der Wand entlang aus dem Salon in den Speisesaal. Auch Julian Mastakowitsch begab sich, um keinen Verdacht zu erregen, dorthin. Er war krebsrot und genierte sich bei einem Blick in den Spiegel offenbar seiner selbst. Vermutlich ärgerte er sich über die eigene Heftigkeit und Ungeduld. Ich folgte dem ehrenwerten Herrn in den Speisesaal und wurde Zeuge eines seltsamen Schauspiels. Julian Mastakowitsch scheuchte, dunkelrot vor Ärger und Wut, den rothaarigen Jungen vor sich her, der – auf der Flucht vor ihm – nicht wußte, wohin er sich vor Angst und Schrecken wenden sollte.

Der verängstigte Junge entschloß sich zu einer Verzweiflungstat und suchte Deckung unter dem Tisch. Da holte der bis zum Äußersten gereizte Verfolger sein großes Batisttaschentuch hervor und versuchte, das völlig eingeschüchterte Kind unter dem Tisch hervorzupeitschen. Hier muß bemerkt werden, daß Julian Mastakowitsch ein bißchen dick war. Wohlgenährt, rosig und stämmig, mit Bäuchlein und fetten Schenkeln, ähnelte er einer harten, wohlgerundeten Nuß. Er schwitzte und schnaufte. Schließlich geriet er beinahe in Raserei – so groß war seine Entrüstung oder vielleicht sogar (wer weiß?) seine Eifersucht. Ich brach in schallendes Gelächter aus. Julian Mastakowitsch wandte sich um und fühlte sich trotz seines Selbstbewußtseins restlos blamiert. In diesem Augenblick trat durch die Tür gegenüber der Hausherr ein. Der Junge kam unter dem Tisch hervor und wischte sich über Knie und Ellenbogen. Julian Mastakowitsch beeilte sich, das Schnupftuch, das er an einem Zipfel festhielt, an die Nase zu führen.

Der Hausherr sah uns drei ein wenig erstaunt an, machte sich aber als Mann, der das Leben kannte und von seriösem Standpunkt betrachtete, die Tatsache, seinen Gast nahezu unter vier Augen erwischt zu haben, sogleich zunutze.

„Hier, das ist der Junge", sagte er und zeigte auf den Rotkopf, „für den sich zu verwenden ich die Ehre hatte, Sie zu bitten..."

„Wie? Was?" entgegnete Julian Mastakowitsch, der noch nicht ganz zu sich gekommen war.

„Der Sohn der Gouvernante meiner Kinder", fuhr der Hausherr in bittendem Ton fort, „einer unbemittelten Frau, der Witwe eines ehrlichen Beamten; und darum, Julian Mastakowitsch, sofern es Ihnen möglich ist..."

„Ach, nein, nein", rief Julian Mastakowitsch rasch, „entschuldigen Sie, Filipp Alexejewitsch, aber es besteht keinerlei Möglichkeit. Ich habe mich erkundigt; Vakanzen sind nicht vorhanden, und selbst wenn es eine gäbe, stehen ihr bereits zehn Kandidaten gegenüber, die ein weit größeres Recht darauf besitzen als er... Tut mir leid, tut mir sehr leid..."

„Mir auch", fiel der Hausherr ein, „ein so bescheidener, artiger Junge..."

„Ein ziemlicher Lausbub, wie ich bemerkt habe", erwiderte Julian Mastakowitsch und verzog hysterisch den Mund.

Hier hielt er es offenbar nicht länger aus und lugte mit einem Auge zu mir herüber. Auch ich hielt es nicht länger aus und lachte ihm schallend ins Gesicht. Julian Mastakowitsch wandte sich sogleich von mir ab und erkundigte sich – ziemlich gut vernehmbar – beim Hausherrn, wer „dieser seltsame junge Mann" sei. Sie flüsterten miteinander und verließen das Zimmer.

Nachdem ich mich vom Lachen erholt hatte, kehrte ich in den Saal zurück. Dort redete der große Mann, umringt von den Familienvätern und Familienmüttern, eifrig auf eine Dame ein, der er soeben zugeführt worden war. Die Dame hielt das Mädchen an der Hand, dem Julian Mastakowitsch zehn Minuten zuvor im Salon begegnet war. Jetzt erging er sich in begeisterten Lobreden über die Schönheit, die Talente, die Grazie und Wohlerzogenheit des lieben Kindes. Die Mutter lauschte ihm beinahe mit Tränen des Entzückens. Der Mund des Vaters lächelte. Der Hausherr freute sich über den Ausbruch allgemeiner Freude. Alle Gäste nahmen an ihr teil; man unterbrach sogar die Spiele der Kinder, damit sie die Unterhaltung nicht störten. Die Luft war gleichsam von Ehrfurcht erfüllt.

„Ist dieser Herr verheiratet?" fragte ich nicht gerade leise einen Bekannten, der näher als alle anderen bei Julian Mastakowitsch stand.

Julian Mastakowitsch streifte mich mit einem forschenden, bösen Blick.

„Nein!" entgegnete mein Bekannter, verdrossen über die Taktlosigkeit, die ich absichtlich begangen hatte...

Ich kam vor kurzem an der ...-Kirche vorbei; die Menschenmenge und die Auffahrt der Wagen setzten mich in Erstaunen. Alles ringsum sprach von einer Trauung. Der Tag war trüb, und es begann zu nieseln; ich quetschte mich mit der Menge in die Kirche und erblickte den Bräutigam, ein kleines, rundliches, wohlgenährtes Männlein, mit Bäuchlein und über und über dekoriert. Schließlich hieß es, die Braut sei eingetroffen. Ich drängte mich vor und erblickte ein wunderschönes Mädchen, das gerade erst im Vorfrühling seines Lebens stand. Doch die Schöne war blaß und traurig. Sie blickte zerstreut drein; mir schien sogar, ihre Augen seien von eben versiegten Tränen gerötet. Die antikische Regelmäßigkeit der Gesichtszüge verlieh ihrer Schönheit eine gewisse Hoheit und Feierlichkeit. Doch durch diese Strenge und Hoheit, durch diese Trauer schimmerte noch die kindliche, unschuldige Erscheinung; etwas unüberbietbar Naives, Unausgereiftes, Jugendliches und, wie es schien, wortlos um Schonung Flehendes verbarg sich darin. Man erzählte sich, sie sei gerade erst sechzehn Jahre alt. Ich musterte aufmerksam den Bräutigam und erkannte plötzlich Julian Mastakowitsch, den ich genau fünf Jahre nicht mehr gesehen hatte... Dann heftete ich den Blick auf sie... Mein Gott! Ich drängte mich, so rasch es ging, zum Ausgang. In der Menge raunte man, die Braut sei reich, sie habe fünfhunderttausend Rubel Mitgift... und dies und das für Fetzen oder Fähnchen...

Die Rechnung ist aufgegangen, sagte ich mir, als ich wieder auf der Straße war.

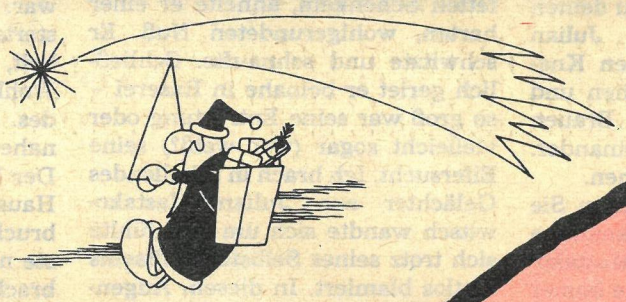
Deutsch von Georg Schwarz, leicht gekürzt. Aus „Weiße Nächte" Frühe Prosa II der Gesammelten Werke in zwanzig Bänden von Fjodor Dostojewski, Aufbau-Verlag.

HUMOR ★ Klöppelspitzen

Wladimir Lomany

Die innere Stimme

Der junge Taxifahrer Wasjutotschkin war überzeugter Anhänger des Materialismus: Er glaubte weder an den Weihnachtsmann noch an den Teufel und erst recht nicht an Telepathie. Die Ereignisse eines einzigen Monats jedoch veranlaßten ihn, die geheimnisvollen Äußerungen der menschlichen Psyche etwas vorsichtiger zu beurteilen. Jene innere Stimme



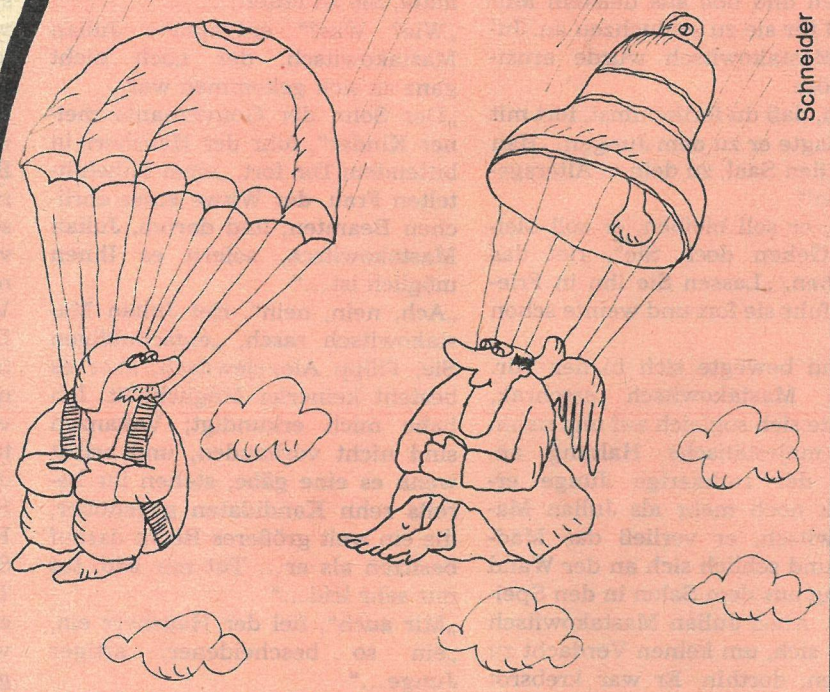
Fuglewicz, Wrocław

Gold tönt nicht so wie Messing. (indisch)

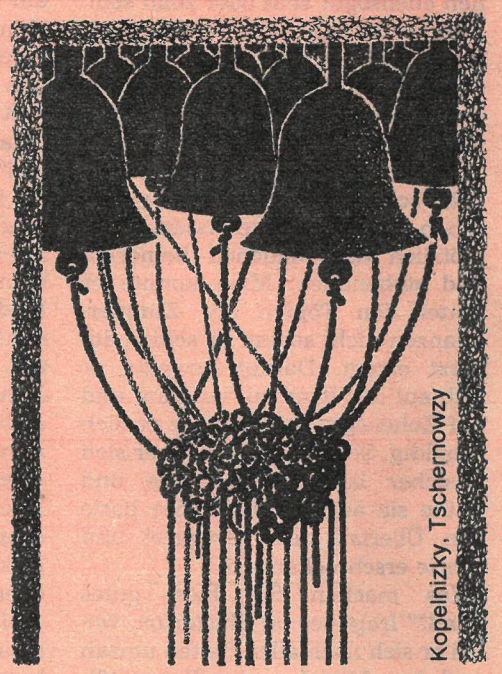
Tjunin, Moskau

Maistrenko, Leningrad

Schneider



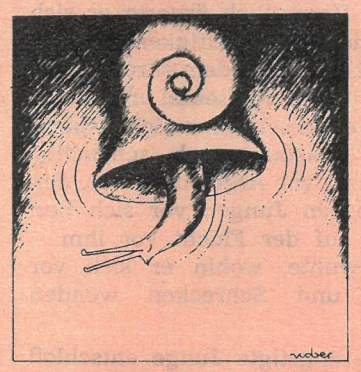
Dem Kühnen hangt nichts zu hoch.



Kopelnizky, Tschernowzy

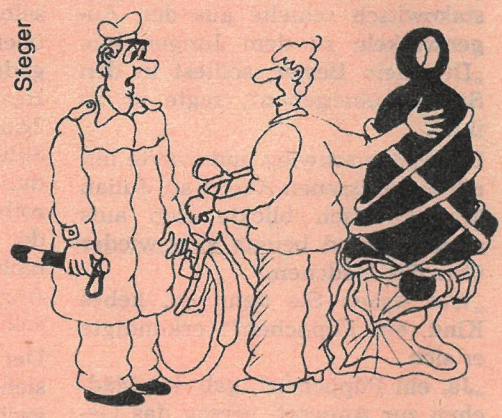
Das eigentliche Instrument ist das Orchester.

Tesler, Moskau



Apoldi, der schöne Bescherungsschneck von Vlaber, Kaunas

Steger



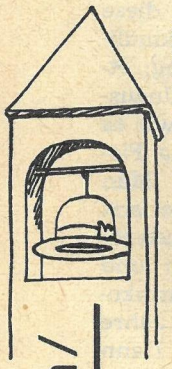
Seit wann ist denn die Größe einer Fahrradglocke vorgeschrieben?

Graetz

Aktuell

Mir ist ein Weihnachtsbaum lieber als mancher Weihnachtsbesuch, denn vom Weihnachtsbaum weiß ich, daß er keine Wurzeln schlagen wird.

Graetz



Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Wo Liebe und Freundschaft ist, da sieht man das Geschenk nicht so sehr an wie das Herz.
Luther

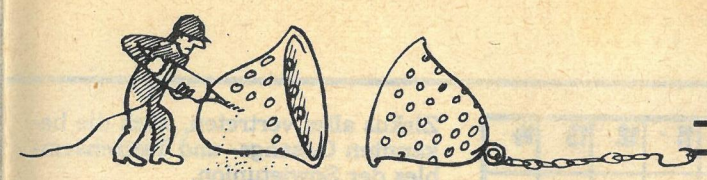
das Glockenläuten/ hat nur wenig zu bedeuten. Erich Kästner

Gewöhnlich vernichtet die Art zu geben, was die Gabe selbst vielleicht gut gemacht haben würde. **Kleist**

2 Wochenspruch Glocken und Kinderlachen hört man von weitem.

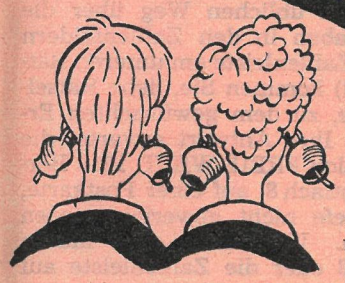
Viertens: daß dich's nicht mehr gibt./ Kurz und gut,

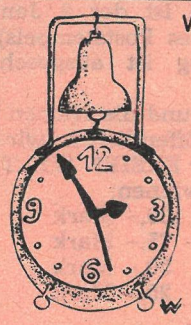
Wenn im Turm die Glocken läuten /



kann das vielerlei bedeuten./ Erstens: daß ein Festtag ist./ Dann: daß du geboren bist./Drittens: daß dich jemand liebt./

Henniger

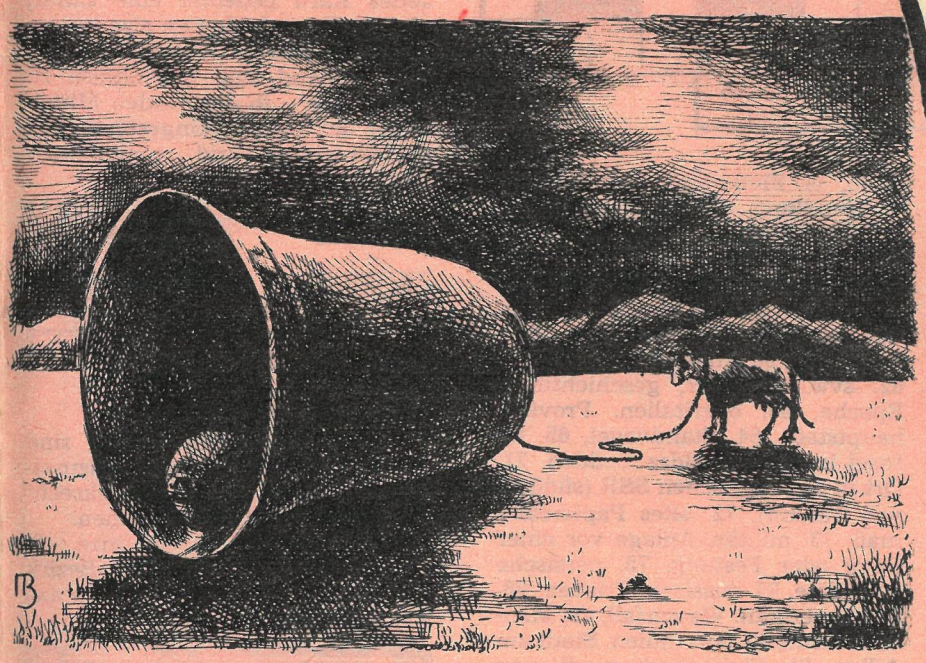




Weiß

Steger

Pocht das Herz auch laut: Frohlocke!
Setz deine Worte mit Bedacht.
Was leise Töne nötig macht,
gehört nicht an die große Glocke.
R. Pöhlig



Peskow, Moskau

Kleine Glöcklein klingen auch.

Schmidt

O Tannebaum, o Tannebaum...

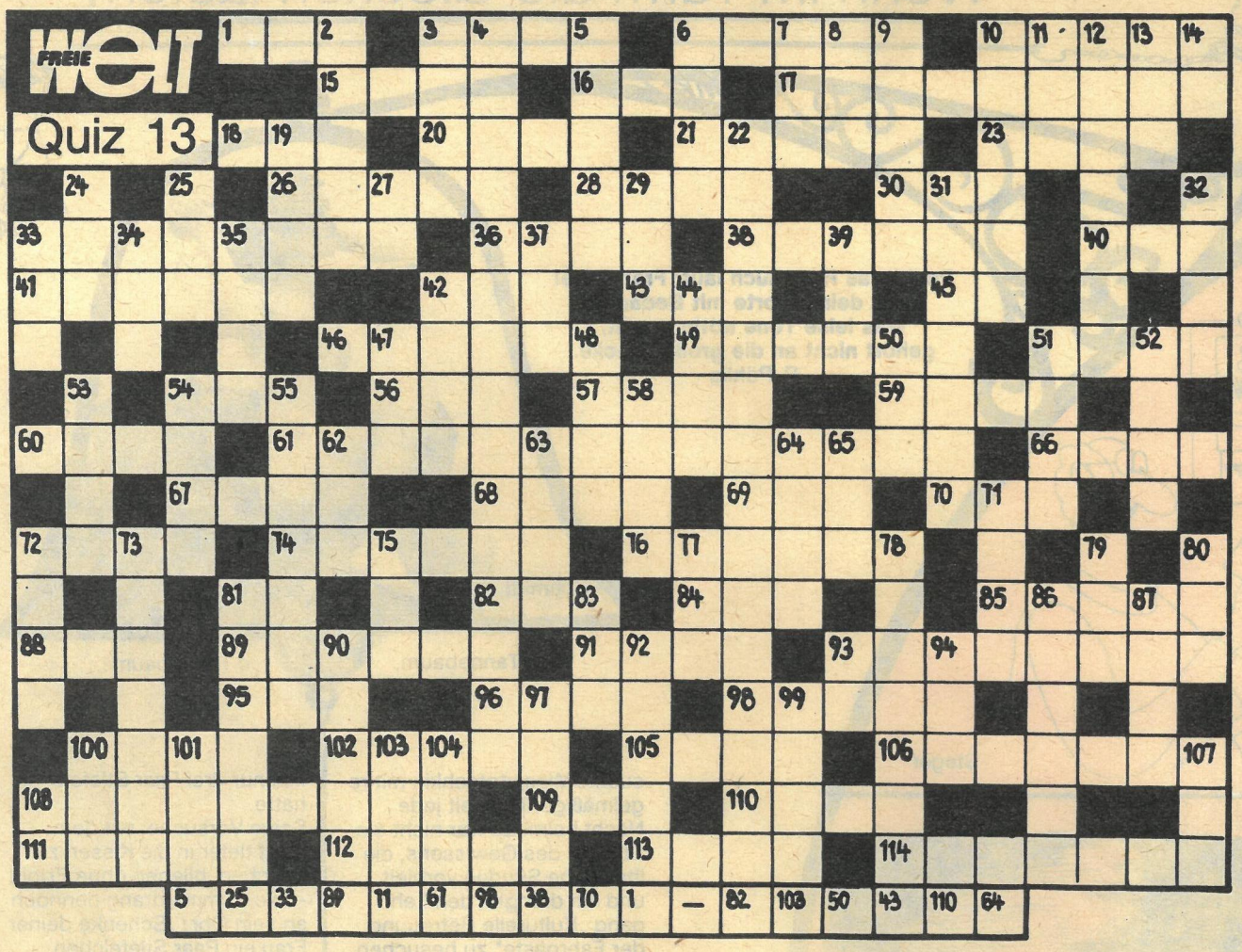
suchte Wasjutotschkin mit regelmäßiger Bosheit jede Nacht heim. Es war nicht die Stimme des Gewissens, die ihm seine Sünden vorhielt und ihn drängte, den Lehrgang „Kulturelle Betreuung der Fahrgäste" zu besuchen. Nein, es war eine andere, die ihm mit roboterhafter Sturheit Nacht für Nacht einredete: „Schenke deiner Frau ein paar Stiefelchen. Aus rotem Lackleder!" Zunächst nahm Wasjutotschkin an, er phantasiere, leide an Halluzinationen. Um seinen Gesundheitszustand aber konnten ihn sogar die Langlebigen aus dem Kaukasus beneiden, und unter seinen Vorfahren hatte es, soweit er wußte, keinen einzigen mit derart angeschlagenen Nerven gegeben. An diesem Punkt angelangt, beschloß er, das Phänomen ernsthaft anzugehen, es wissenschaftlich zu erforschen. Er fand heraus – erstens: Die Stimme läßt sich nur tief in der Nacht, bei absoluter Dunkelheit hören. Zweitens: Es ist eine weibliche Stimme, volltönend wie eine Glocke. Schließlich fiel Wasjutotschkin ein, daß seine Frau tatsächlich nur drei Paar Stiefelchen hatte.
Seine Versuche, mit dem Kopf tiefer in die Kissen zu kriechen, blieben ohne Erfolg – die Stimme drang dennoch an sein Ohr: „Schenke deiner Frau ein Paar Stiefelchen. Aus rotem Lackleder!" Und Wasjutotschkin ergab sich. Am Tag der Lohnzahlung griff er schweren Herzens tief in die Tasche und kaufte die roten Stiefelchen. – Seine Nadja überschüttete ihn mit Jubelschreien und zärtlichen Küssen. Nach einem Monat voller Qualen schlief das Familienoberhaupt in der folgenden Nacht ruhig wie eine ägyptische Pyramide. Die innere Stimme war offensichtlich zufriedengestellt.
Nadja aber nahm am nächsten Morgen die Betten auseinander und zog zwischen den Matratzen ein kleines Tonbandgerät hervor. Sie wechselte das Band und diktierte mit glockenreiner Stimme: „Schenke deiner Frau eine Pelzkappe, Wasjutotschkin, schenke ihr eine Pelzkappe..."

Aus dem Russischen von G. Ettrich

Kasanewski, Kiew

Die Glocke muß en Klöppel han,
wenn sie den Schall soll von sich lahn.
Alter Spruch

Wenn die Menschen sagen, sie wollen nichts geschenkt haben, so ist es gemeiniglich ein Zeichen, daß sie etwas geschenkt haben wollen.
Lichtenberg



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Zuckerrohrbranntwein, 3. törichter Mensch; Spaßmacher, 6. See i. d. Karelischen ASSR, 10. Wohnungsentgelt, 15. Stacheltier, 16. Bergweide, 17. sowj. Physiker (1883–1957), 18. engl. Zahlwort, 20. Klebstoff, 21. Bewohner eines Erdteils, 23. befestigte Fahrbahn, 26. Liste verbotener Schriftwerke, 28. deutscher Maler und Mitbegründer der Künstlervereinigung „Blauer Reiter", gest. 1916, 30. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 33. Landesteil der CSSR, 36. südfranzös. Bergbaustadt, 38. Männername, 40. Waldtier, 41. Einheit der elektr. Stromstärke, 42. südamerikan. Kuckucksvogel, 43. techn. begründete Arbeitsnorm (Abk.), 45. chem. Zeichen für Barium, 46. mundartlich svw. Scheune, 49. Mädchenname, 51. Schriftsteller der DDR („Leutnant Bertram"), 54. afrikan. Fluß im südl. Nigeria, 56. engl. Biersorte, 57. Holzblasinstrument, 59. Hauptstadt des ehemal. Chasarenreiches a. d. Wolga, 60. svw. Elch, 61. Symbolgestalt des sowj. Neujahrsfestes (zwei Wörter), 66. Situation, 67. Singvogel, 68. französisch: Weihnachten, 69. französ. Gedicht- und Liedform des Mittelalters, 70. griech. Buchstabe, 72. jugoslaw. Fluß im Krainer Karst, 74. Doppelfahrrad, 76. Urtierchen, 81. südamerikan. Faultier, 82. koreanische Währungseinheit, 84. englisch: Eis, 85. Geschoß für den Bogen, 88. Göttin der Morgenröte, 89. männl. Gestalt aus Kleists Schauspiel „Amphitryon", 91. ein Segelschiff, 93. Hexe im russischen Märchen (Doppelname), 95. Abk. für „Kenya News Agency" (Nachrichtenagentur Kenias), 96. sowj. Schwarzmeer-Halbinsel, 98. ein kubanischer Volkstanz, 100. vor Maßeinheiten das Millionenfache, 102. langstielige Blume (Zwiebelpflanze), 105. männl. Verwandter, 106. ein Vorname Mozarts, 108. russ. Zupfinstrument, 109. strikte Verneinung, 110. Fulda-Nebenfluß, 111. kleine Rinne, Furche, 112. Verband gleichartiger Zellen im Bienenstock, 113. ostsibirischer Strom, 114. Erdteil.

Senkrecht: 2. Gesichtsausdruck, 3. weibl. Gestalt aus de Costers „Ulenspiegel", 4. bedeutender russ. Staatsmann und Feldherr (1220–1263), besiegte im Jahre 1240 die Schweden an der Newa, 5. Fallklotz, 6. arab. Männername, 7. japan. Maler des 13. Jh., 8. Name eines Raumschiffes bei Lem, 9. Schriftstücke, 10. Stadt in Kalifornien (südöstl. von Stockton), 11. Mädchenname, 12. deutscher Chirurg (1823–1908), 13. Nebenfluß des Ob, 14. Abk. für Elektrizitätswerk, 19. griech. Siegesgöttin, 22. Märchenoper von Rimski-Korsakow, 24. Schwanzlurch, 25. Männername, 27. Abk. für Dienstag, 29. Baumteil, 31. Erörterung, Aussprache, 32. Schuhmacherwerkzeug, 33. Don-Nebenfluß, 34. Großvater (Kosef.), 35. Vorname des Komponisten Chatschaturjan, 37. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 39. europ. Inselbewohner, 42. Speisefisch (Mz.), 44. Fluß westl. von London, 47. Handlung, 48. Gerbrinde für die Lederherstellung, 50. jugoslaw. Stadt in Serbien, 51. Mädchenname (Kurzf.), 52. gekörntes Stärkemehl, 53. Wasserpflanze, 54. Sura-Nebenfluß nördlich von Pensa, 55. Beifallssturm, 58. ungar. Männername, 62. svw. Zeitalter; geschichtliche Epoche, 63. oberitalien. Provinzhauptstadt, 64. Standvogel, 65. kl. Insel im Greifswalder Bodden, 71. Ort in der Estnischen SSR (südöstl. von Tallinn), 72. altes Papierzählmaß, 73. militär. Anlage vor einer Burg oder Festung, 75. persische Rohrflöte, 77. russisch: Frieden, 78. nordamerikan. Wasserfall, 79. Mädchenname, 80. oberitalien. Stadt am Adige, 81. türk. Stadt westl. von Erzurum, 83. Illustrierte der DDR (Abk.), 86. russ. Männername, 87. Schneehütte der Eskimos, 90. russisch: Bucht, Meeresteil, 92. Singvogel, 93. schweizer. Kurzbez. für die Zeitung „Basler Nachrichten", 94. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzbez.), 97. Autor des Jugendbuches „Trini", 99. spanische Stadt nördl. von Valencia, 100. Monatsname, 101. Maß der Beschleunigung (nach Galilei), 103. Ort am Fluß Nepa/Südostsibirien, 104. Ferment im Kälbermagen, 107. Badeort in Belgien, 108. chem. Zeichen für Brom.

Alljährlich vom 25. Dezember bis zum 5. Januar findet in Moskau ein Kunstfestival statt, das sich im In- und Ausland großer Beliebtheit erfreut. Da ist an Künstlern und Könnern von Oper, Ballett, Estrade und Zirkus alles vertreten, auch die bekannten Gesangs- und Tanzensembles der Sowjetunion.

Die Sammelbezeichnung für diese sehens- und hörenswerten Veranstaltungen ist das Lösungswort unseres heutigen Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 13 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 9. Januar 1985 (Datum des Poststempels). – Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

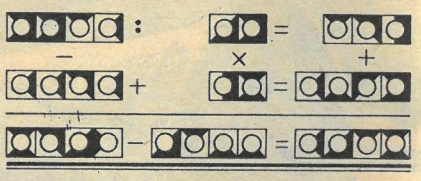
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 3/1985 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:

1. altrömische Silbermünze, 2. Stockwerk, 3. Kreisstadt im Bezirk Potsdam, 4. Spion, 5. Anspruch aus der Sozialversicherung.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Silbenrätsel

Aus den Silben ba – cä – da – de – de – deln – der – dog – e – en – erm – ge – ge – haar – helm – i – ke – kel – lan – lau – lem – ler – li – mei – mer – na – nat – nie – nis

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

– nu – o – or – rat – sar – se – sel – set – som – te – ter – ti – und – wie – wil – zar sind 19 Wörter zu bilden. Die ersten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die dritten, von unten nach oben gelesen, ergeben ein italienisches Sprichwort:

1. Einfassungsrahmen für Türen und Fenster, 2. Marderart, 3. japan. Kunst des Blumensteckens, 4. Jahreszeit, 5. altröm. Feldherr und Staatsmann, 6. Stadt westl. von Amsterdam, 7. Schluß, 8. Schlangenart, 9. Hunderasse, 10. Abscheu, 11. Singvogel, 12. Männername, 13. die Vogelwelt eines Gebietes, 14. Lobrede auf einen Preisträger (latein.), 15. svw. Schriftsteller, 16. sowj. Filmregisseur (gest. 1967), 17. europ. Königreich, 18. norweg. Schriftstellerin („Kristin Lavranstochter"), 19. Teigwaren.

Vom Kern zum Wort

1. Blechblasinstrument, 2. Berichterstatter, Vortragender, 3. Jahrbuch (meist bebildert), 4. Bezeichnung für das Parlament Norwegens, 5. zu den Dorschartigen gehörender Meeresfisch, 6. Wartburgstadt.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für die abgesteckte Linie beim Straßenbau.

1		R	O	M			
2					R	E	N
3			M	A	N		
4		T	O	R			
5			E	H	E		
6			S	E	N		

Schach

„Ewiges Schach" vereitelt

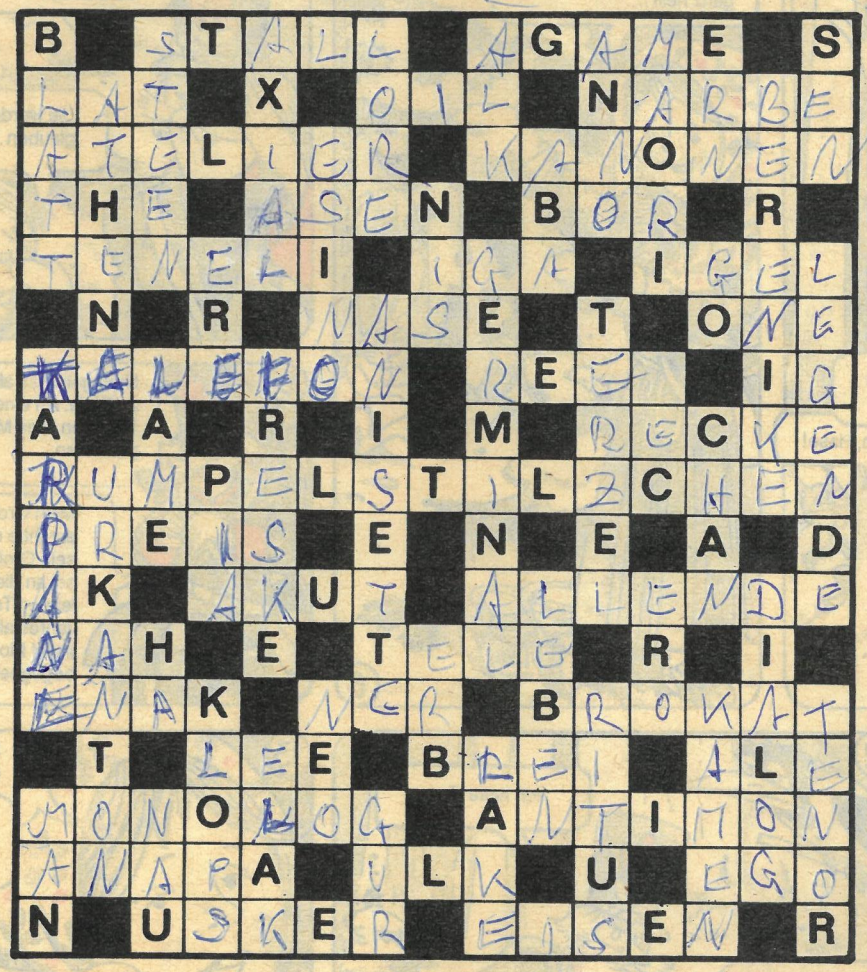
Beim „Match des Jahrhunderts '84" in London erkämpfte Exweltmeister Michail Tal in der 3. Runde gegen „Gastgeber" Dr. John Nunn bis zur Zeitkontrolle zwei Mehrbauern, die ihm auch den Sieg bescherten.

KÖNIGSINDISCH, M. Tal (UdSSR)–J. Nunn (FIDE-Auswahl/England), London '84, 3. Runde: **1. Sf3 g6 2. d4 d6 3. c4 Lg7 4. Sc3 Sf6 5. e4 0–0 6. Le2 Sbd7 7. 0–0 e5 8. Le3 c6 9. d5 c5 10. Se1 Se8 11. Sd3 f5 12. f4 g5 13. fe S:e5 14. S:e5 L:e5 15. ef L:f5 16. g4 Lg6 17. T: f8+ K:f8 18. Dd2 h6 19. h4 gh 20. L:h6+ Kg8 21. Tf1 Sg7 22. Lg5 Ld4+ 23. Kh1 Dd7 24. Lf6 Te8 25. L:d4 cd 26. D:d4 Sh5 27. Kh2 Sg3 28. Tf2 Te5 29. Lf3 De7 30. Lg2 h3 31. K:g3 hg 32. K:g2 Le4+ 33. Kg1 Lg6 34. Df4 Te1+ 35. Tf1 Te3 36. Tf3 Te1+ 37. Tf1 Te3 38. Tf3 Te1+ 39. Kg2 Lc2 40. Tf1 Le4+ 41. Kg3** (Abbruchstellung) **41. ... Ld3 42. Tf3 L:c4 43. D:c4 Tg1+ 44. Kh2 Tc1 45. De2 Schwarz gab auf.**

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Echsenart, 2. sowj. Schwarzmeer-Kurort, 3. griech. Göttin der Weisheit, 4. Künstlerwerkstatt, 5. schweizer. Flächenmaß, 6. nord. Göttergeschlecht, 7. auf eine Achse bezogen, Achsenrichtung, 8. Aktuelle Kamera (Abk.), 9. chem. Element (Metall), 10. französ. Anisli-kör, 11. scharfes Betonungszeichen, 12. Tauchvogel nord. Meere, 13. fortschrittl. chilen. Staatsmann (1973 gest.), 14. oriental. Wollstoff für Mäntel, 15. engl. Biersorte, 16. lateinisch: im Jahre, 17. ein chem. Element, 18. Organ höherer Pflanzen, 19. Seidengewebe mit Gold- und Silberfäden, 20. Name der semitischen Königstochter und Geliebten des späteren röm. Kaisers Titus aus Feuchtwangers „Josephus-Trilogie", 21. Titel ehemaliger mittelasiat. Herrscher, 22. Wechselrede, Zwiegespräch, 23. Hafenstadt am Golf von Akaba (im Süden Israels), 24. Hausflur, 25. Stammvater eines sagenh. Riesengeschlechts, 26. ital. Fluß zur Adria, 27. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 28. lateinisch: das Ich, 29. deutscher Neurologe, Mitbegründer der modernen Nervenheilkunde (gest. 1921), 30. ein Schwermetall, 31. noch ein Schwermetall, 32. Wandgemälde auf frischem Kalkputz, 33. Roman von Zola, 34. altjapan. Brettspiel, 35. ein mehlartiges Mineral, 36. Zeichen für Hektar, 37. Abk. für Industriegewerkschaft, 38. Gartenbauausstellung in Erfurt (Kurzw.), 39. Stacheltier, 40. sowj. Ortschaft südwestl. von Witebsk, 41. Geschütze, 42. svw. Fleischkloß, 43. starke Salzlösung, 44. Seidengewebe mit Metallfäden, 45. frühere lettische Münze, 46. Bewegungsform der Materie, 47. poln. Satiriker, 48. Windschatten, 49. Erklärung auf Landkarten, 50. Feldbahnwagen, 51. engl. Insel, 52. Selbstgespräch, 53. die polynesischen Ureinwohner Neuseelands, 54. allgemeiner Entfernungsbegriff, 55. Wundmal, 56. Opern- und Konzertsänger der DDR, 57. Sinnesorgan, 58. griechisch: neu, 59. Warta-Nebenfluß, 60. jugoslaw. Stadt in Serbien, 61. englisch: Öl, 62. engl. Zahlwort, 63. Mädchenname, 64. in Geld ausgedrückter Wert einer Ware, 65. alte Bezeichnung für Krieger, kühner Held, 66. schottisch-irischer Volkstanz, 67. feierlicher Brauch, 68. Titelgestalt eines Märchens der Brüder Grimm, 69. japan. Münzeinheit, 70. Tierbehausung, 71. holländ. Maler des 17. Jh., 72. ausgestorbenes europ. Wildpferd (Mz.), 73. Stadt der Indischen Union (im O des Staates Andhra Pradesh), 74. griech. Vorsilbe, svw. fern, 75. Bezeichnung der Falkner für das Greifvogelmännchen, 76. engl. Artikel, 77. männl. Singstimme, 78. Fernsprecher, 79. derber Spaß, 80. Bezeichnung für die schweizer. Kantone, die 1291 den Rütlibund schlossen, 81. schweizer. Stadt östl. von Zürich.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Norma – Robe – Artek – Tor – Tank – Pore

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Stilrichtung der europäischen Kunst von etwa 1720 bis 1770.

ROKOKO

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Ale – Brett – Ara – Mister – Ost – Aster – Sand – Saat – Rue

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für die beerenartigen Steinfrüchte einer Strauchrose.

HAGEBUTTE

Auflösungen aus Heft 25/1984

NAU

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Rubinstein, 6. Amur, 9. Ana, 10. Sagan, 12. Ried, 14. Isis, 15. Lear, 17. Reuse, 19. Watt, 21. Heft, 22. Rau, 23. Akt, 24 Aar, 25. Kern, 27. Efeu, 31. Korse, 33. Bern, 35. Rasin, 37. Batate, 39. Leu, 40. Lamm, 42. Epik, 44. Stilb, 47. Norden, 48. Nanna, 49. Kader, 52. Rot, 54. Aisne, 55. Manet, 57. Anni, 59. Terek, 60. Lager, 63. Toga, 66. Senat, 67. Repin, 68. Lab, 70. Tenne, 72. Genua, 74. Staupe, 78. Wanne, 81. Olga, 82. Senn, 83. Imi, 84. Le Mans, 87. Grand, 89. Bete, 90. Akten, 94. Ihle, 95. Baar, 97. Erg, 99. Ise, 100. TRO, 102. Eier, 104. Raps, 106. Rakel, 108. Leim, 110. Reka, 111. Reni, 112. Leser, 114. Arm, 115. Eine, 116. Winogradow.

Senkrecht: 1. Rosow, 2. Bug, 3. None, 4. Torr, 5. Isère, 6. Anis, 7. Maser, 8. Rasputin, 11. Altan, 13. DEFA, 16. Artek, 18. Utah, 20. Aue, 21. Heer, 25. Korolenko, 26. Ras, 28. Fok, 29. Usbeke, 30. Met, 32. Eau, 33. Bart, 34. Real, 36. Ilm, 38. Leo, 39. Lid, 41. Man, 43. pro, 45. Indien, 46. Borodino, 47. Natter, 50. Nil, 51. Ananas, 52. Rat, 53. Onega, 56. Tender, 57. Arena, 58. Aitmatow, 61. Gelege, 62. Rab, 64. Granin, 65. Eid, 69. Krasnodar, 71. Lug, 73. Nie, 75. Tomski, 76. Ali, 77. Pag, 79. Ahle, 80. Name, 82. Sir, 83. Ina, 85. Eta, 86. Gel, 88. Ara, 89. Bakterie, 91. Thar, 92. Neige, 93. Erek, 95. Berme, 96. Alp, 98. Gier, 101. Orkan, 103. Elemi, 105. Serow, 107. Aare, 108. Lido, 109. Iler, 113. Sud.

Kreuzgitter. Waagerecht: Tang (77), Mama (48), Stern (73), Ede (20), Angel (1), Oker (63), Tann (79), Talje (81), Ade (3), Topas (83), Arad (6), Ota (61), Lem (47), Genre (33), Sura (71), Grimma (35), Setter (75), Dee (17), Vanille (86), Rattler (68), Kalinin (43), Era (25), Ero (31), Ego (22), Borodin (15), Nanumea (54), Piraten (64), Nan (56), Kanone (41), Bagdad (12), Ural (84), Nitra (58), EKO (27), Ben (13), Auge (8), Effel (29), Dan (16), Isére (39), Lori (45), Zelt (87), Egeln (21), Uwe (85), Depot (19), Adam (10), Nier (60).

Senkrecht: Atta (7), Trojan (78), Anker (9), Gerade (34), Meteor (52), Manta (50), anno (4), Lena (46), Talg (76), Prut (65), Star (74), Agave (11), Tesla (82), Erda (26), Mieter (51), non (55), Steigung (72), Reni (67), Metropol (49), Ellen (30), Arena (5), Ikone (37), Rab (66), Ladin (44), Nomade (57), Nea (59), Omar (62), Irene (40), Anbau (2), Enak (24), Tat (80), Kufe (42), Napf (53), Doge (18), Indium (38), Ranzen (70), Blond (14), Gilde (36), Ester (28), Fuge (32), Ella (23), Room (69).

Wörterband. Von außen nach innen: Summe, Lasso, Reh, Trosse, Reger, Hegel, Ebro, Tor, Turban, Neris, Tara, Messe, Miriam, Leda, Ner, Ran. **Von innen nach außen:** Narren, Adel, Mai, Rimesse, Marat, Sir, Enna, Brut, Rotor, Beleg, Ehre, Ge, Ressort, Heros, Salem, Mus.

Füllrätsel: 1. Antike, 2. Bantam, 3. Pfanne, 4. Garant, 5. Abadan.

Raten und Rechnen:

864	:	24	=	36
–		×		+
189	+	18	=	207
675	–	432	=	243

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1
U-u-u-! Leblos ist der Wald! Aber ich rieche den Hasen, das Eichhörnchen, den Raben. Könnte sie alle fressen!
Karr, karr! Geh deines Wegs, laß die Tiere in Ruh!
Mir krampft sich der Magen zusammen, die Zähne schnappen von allein!

2
Ich habe scharfe Augen, schaue dreißig Meilen weit!

3
Und was siehst du?

4
Ein Soldat kommt daher, trägt auf dem Rücken des Wolfes Tod! Karr!
Dein Geschwätz langweilt mich!

5
Die Kälte verschlägt einem den Atem. Die Beine frieren beim Laufen im Schnee fest.
Spielen wir Feuerfangen, wecken wir die Sonne!
Fang mich, Hase!

6
Ach, ist das komisch, mir wurde vor Lachen ganz heiß…

7
Guten Morgen, schönes Mädchen, worüber freust du dich so?
Sie werden's nicht glauben…

8
Warum nicht?
Ein Hase hat hier mit zwei Eichhörnchen Feuerfangen gespielt: „Brenne, brenne helle, und erlisch nicht schnelle."
Was? Sie sprechen wie wir?
WIE WIR.

9
Heut geht das alte Jahr zu Ende. An einem solchen Tag kann alles Mögliche passieren.
Und was zum Beispiel?
Mein Großvater erzählte mir, sein Großvater sei an diesem letzten Tag des Jahres allen zwölf Monaten begegnet.

10
Aber wie können denn Frühling, Sommer, Herbst und Winter zusammentreffen?

11
Muß ja nicht stimmen. Aber sag, wie kommst du bei dieser Kälte in den Wald?
Meine Stiefmutter hat mich geschickt, ich soll Reisig sammeln.

12
Ich helfe dir.
Und was machen Sie jetzt?
Ich soll eine Tanne fällen für unsere junge Königin. Der Baum wird mit goldenem Spielzeug geputzt.

13
Spielt die Königin denn noch?
Warum nicht? Sie ist nicht älter als du. Ihre Eltern sind tot…

14
Sie kann einem leid tun. Niemand bringt ihr etwas Vernünftiges bei.

15
Nun zeig ich Ihnen die schönste Tanne im ganzen Wald.

Der ungerechte Hamid Chan

In alten Zeiten lebte in einer Stadt ein Chan namens Hamid. Er war ein tückischer und ungerechter Chan, der dem Volk viel Leids tat. Eines Tages ritt er mit seinen Wesiren auf die Jagd. Sie waren schon aus der Stadt heraus, da flog vor den Hufen seines Rosses ein Fasan auf. Chan Hamid ließ den Falken von der Hand, aber der Falke fing den Fasan nicht, sondern flog hoch in den Himmel, über die Steppe hin zu den grünen Gärten. Chan Hamid befahl einem seiner Wesire, den Falken zurückzuholen, und ritt weiter.

Der Wesir ritt dem Falken hinterher. Der Falke kreiste am Himmel und senkte sich dann in einen Garten hinunter. Der Wesir ritt in den Garten und fing den Falken. Er staunte über die Schönheit des Gartens. Überall blühten üppig die Blumen, und die Obstbäume bogen sich unter der Last der Früchte. Mitten im Garten befand sich ein großes Bassin. Der Wesir badete, und das kühle, klare Wasser erfrischte ihn sehr. Noch nie hatte er einen so schönen Garten gesehen. Er wollte wissen, wem der Garten gehöre. Unweit des Bassins stand ein kleines Häuschen. Der Wesir band sein Pferd an und ging hinein. In dem Hause wohnte ein alter Mann mit seiner Frau.

Der Wesir bat um einen Trunk. Die Alte brachte ihm aus dem Garten zwei Birnen und zwei Granatäpfel. Sie nahm eine der Birnen und preßte den Saft in eine große Schale. Die Schale füllte sich bis zum Rande, und die Alte reichte sie dem Wesir. Der Wesir trank den Saft und bat um mehr. Diesmal reichte ihm die Alte den Saft eines Granatapfels. Solchen Saft hatte der Wesir noch nie getrunken, und der süßsaure Geschmack tat ihm wohl. Er dankte den alten Leuten und ritt davon.

Der Wesir holte Chan Hamid ein und gab ihm den Falken. Die Jagd brachte an diesem Tag keinen Erfolg, der Chan und sein Gefolge ritten den ganzen Vormittag umher, doch die Greifvögel fingen nichts. Der Chan befahl unzufrieden, nach Hause zurückzureiten.

Auf dem Rückweg erzählte der Wesir dem Chan von dem wunderschönen Garten. „O Herr!" sagte er. „Dieser Garten ist für Euch wie geschaffen. Nur Ihr seid würdig, ihn zu besitzen."

Der Chan, neugierig geworden, befahl dem Wesir, ihm den Garten zu zeigen. Er staunte nicht weniger als der Wesir über dessen Schönheit. Der Garten gefiel ihm so sehr, daß er beschloß, ihn den Besitzern wegzunehmen. Er betrat das Häuschen der beiden alten Leute. Doch ehe er ihnen seinen Entschluß verkündete, bat er um einen Trunk.

Die Alte ging in den Garten und brachte sechs Granatäpfel. Dann begann sie den Saft herauszupressen. Aber wie sie sich auch mühte, kein Tropfen kam zum Vorschein. Da holte sie sehr viele Birnen aus dem Garten, doch wieder ließ sich kein Saft herausquetschen. Der Wesir wunderte sich sehr. „Als ich das erste Mal bei Euch war, gab jede Birne eine volle Schale Saft. Warum kommt jetzt kein einziger Tropfen?" fragte er.

„Wenn der Chan die Gerechtigkeit vergißt, geben die Früchte keinen Saft, die Kühe keine Milch mehr, und die Flüsse verdorren – so hat man in alten Zeiten gesagt", antwortete der Alte.

Der beschämte Chan gab seine Absicht auf.

Da holte die Alte Birnen und Granatäpfel aus dem Garten und füllte die Schalen mit ihrem Saft.

Die Stadt der tauben Menschen

In einem Zarenreich gab es eine Stadt, deren Bewohner sämtlich taub waren. Daher konnten sie sich oft nicht verständigen, und jeder nahm des anderen Rede auf, wie er wollte.

Einem Mann aus dieser Stadt waren drei Ziegen verschwunden. Er machte sich auf die Suche und erblickte auf dem Feld einen Pflüger. Zu dem ging er hin, grüßte und sprach: „Ich hatte drei Ziegen, die sind verschwunden. Hast du sie vielleicht gesehn?"

Der Pflüger erschrak und antwortete: „Was willst du von mir? Dieses Stück Land bis zu dem Aryk[2]) dort gehört mir! Ich habe es von meinem Vater geerbt." Er zeigte zu dem Aryk.

Der Mann ging hin und fand seine Ziegen. Die eine lahmte, und der Mann beschloß, sie dem Pflüger zu schenken als Dank für seine Hilfe. Er trieb also seine Ziegen zu dem Pflüger und sagte: „Ich danke dir, mein Freund. Du hast mir geholfen, meine Ziegen zu finden. Dafür schenke ich dir diese lahme Ziege." Dabei zeigte er auf die lahme Ziege. Der Pflüger erschrak wieder und sagte: „Was willst du, ich habe deine Ziegen gar nicht gesehen! Und wenn eine lahmt, kann ich nichts dafür." Der Besitzer der Ziegen widersprach: „Nein, die andern gebe ich dir nicht."

Sie stritten sich und begannen zu raufen. Da ritt auf der nahen Landstraße ein Reiter vorüber. Die beiden tauben Männer hielten einander am Kragen gepackt und liefen zu dem Reiter, damit der ihren Streit schlichte.

„Mir waren drei Ziegen verschwunden", sagte der erste, „und da habe ich diesen Mann gefragt, ob er sie gesehen habe. Er half mir, sie zu finden. Zum Dank wollte ich ihm die lahme Ziege schenken. Aber damit ist er nicht zufrieden, er verlangt eine gesunde. Ich finde, die lahme Ziege ist genug. Darüber sind wir ins Streiten geraten."

Der Pflüger sagte: „Ich habe auf meinem Feld gearbeitet. Plötzlich kam dieser Mann und verlangte, ich solle ihm die Grenzen meines Landes zeigen. Da habe ich ihm den Aryk gezeigt und ihm gesagt, der Aryk sei der Rain meines Feldes, das ich von meinem Vater geerbt habe. Er hat mein Land untersucht, dann die drei Ziegen zu mir getrieben und mich beschuldigt, ich hätte seiner Ziege das Bein gebrochen."

Der Reiter sah sie beide an und gab keine Antwort. Der Pflüger wollte ihm gefällig sein und griff nach dem Zügel des Pferdes, um es zu halten, falls der Reiter absitzen wollte.

Der Reiter erschrak und schrie: „Das Pferd gehört mir! Ich habe es als Fohlen gekauft."

Nun prügelten sie sich schon zu dritt. Schließlich gingen sie zum Kadi.[3]) Jeder von ihnen erzählte seine Geschichte. Der Kadi sah sie an und sprach: „Nun, wenn Ihr alle drei den Neumond gesehen habt, können wir morgen mit dem Ait[4]) beginnen."

Die Streitenden glaubten, der Kadi schlüge ihnen vor, sich zu versöhnen, andernfalls ihnen eine Strafe drohte; sie versöhnten sich also und gingen nach Hause.

Der Kadi, nachdem die Streitenden gegangen waren, rief seine Frau und erzählte ihr: „Eben waren drei Männer bei mir, sie bezeugten, den Neumond gesehen zu haben. Wir werden also morgen mit dem Fest beginnen."

„Nun, wenn Ihr als mein Mann mir ein neues Seidenkleid kaufen wollt, werde ich Euch sehr dankbar sein", antwortete die Frau. „Aber erlaubt mir, die Farbe des Kleides selber auszuwählen." Sie ging hocherfreut ins Nebenzimmer und sprach zu ihrer Tochter: „Dein Vater hat mir ein neues Seidenkleid versprochen, und ich darf mir die Farbe aussuchen. Wenn du willst, komm mit."

Die Tochter machte einen Freudensprung und rief: „Aber ja, Mama, ich bin schon längst erwachsen. Wenn Ihr mich verheiraten wollt, werde ich sehr glücklich sein."

Froh über die bevorstehende Hochzeit lief das Mädchen auf den Hof, sah dort ihre Sklavin, fiel ihr um den Hals und sagte:

„Meine Eltern wollen mich jetzt endlich verheiraten. Bald soll die Hochzeit sein."

Die Sklavin weinte gerührt und sagte: „Ja, ich habe Euch nun vierzig Jahre gedient! Gott läßt mich noch den Tag erleben, an dem Ihr mir die Freiheit schenkt. Wie soll ich Euch nur danken?"

[2]) Bewässerungskanal in Mittelasien

[3]) Richter

[4]) Der alljährlich mohammedanische Ramadan, dessen Beginn mit dem Neumond zusammenfällt. Um dieses Fest zu begehen, bedarf es des eidesstattlichen Zeugnisses dreier Männer, die den Neumond gesehen haben.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke

Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.

Die Uiguren

sind eines der ältesten Völker Zentralasiens. Sie bilden mit fast vier Millionen Menschen die Hauptbevölkerung eines nach ihnen benannten Rayons der Volksrepublik China. In Sowjetisch-Mittelasien leben 211000 Uiguren[1]), die diesen Namen 1921 auf einem Kongreß in Taschkent als nationale Gesamtbezeichnung annahmen.

Uigurische Märchen

Siehe Rücktitel

Das Auftauchen der Uiguren auf dem Territorium Sowjetisch-Mittelasiens steht hauptsächlich mit den antifeudalen Volksaufständen in China in Zusammenhang. Diese Aufstände im 19. Jahrhundert führten zur Emigration von Tausenden Uigurenfamilien. Nicht wenige Uiguren tauchten hier aber auch in friedlichen Zeiten auf, in der Hoffnung, daß es ihnen in Rußland besser gehen würde. Allein von 1881 bis 1883 übersiedelten 45373 Uiguren nach Turkestan – wie sich das Gebiet des heutigen Mittelasien bis zur Bildung von Nationalstaaten (1924/25) nannte. Die hohen Steuern, die niedrigen Getreidepreise über eine Reihe von Jahren und das Fehlen von Absatzmärkten brachten sie auch in ihrer neuen Heimat in eine ausweglose Lage; wie alle Völker Turkestans erfuhren sie die ganze Härte der zaristischen Kolonialpolitik.

Von 1921 bis 1926 erhielten alle landarmen und landlosen Uiguren von der Sowjetmacht Land zugeteilt. Zu jedem Anwesen gehört heute unbedingt ein üppiger Blumengarten, die Uiguren bezeichnen ihn als ihr nationales Hobby. *Gisela Reller*

[1]) Diese Zahlenangabe bezieht sich auf die letzte Volkszählung von 1979.

Zwei Tüten Folklore

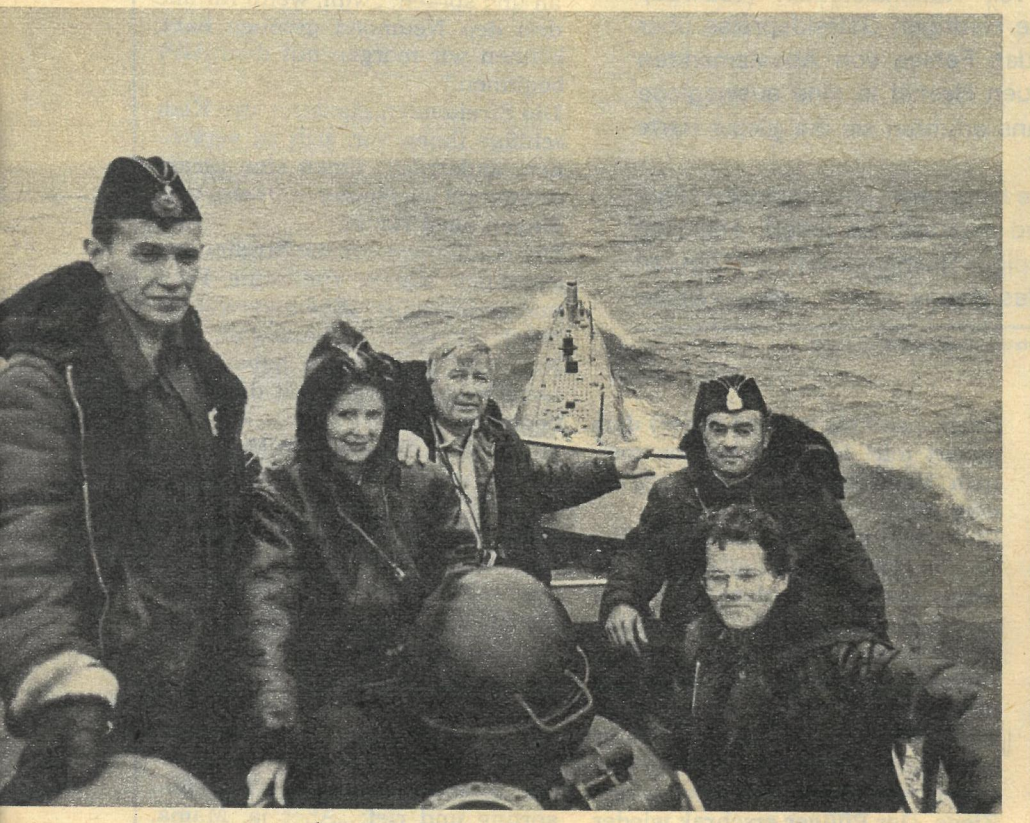
Blitzbesuch in den zwei Etagen der Augen und Nasen betörenden alten Budapester Markthalle am Ufer der Donau. Wir tauchten ein in Farben, Formen, Duft und Drängelei: Blumenteppiche, Zwiebelketten, Zwiebelzöpfe, blaue, weiße Knoblauchberge, Pyramiden roter Paprika. Süßes neben Würzigem, Gebratenem, Saurem und in riesigen Schüsseln angerichtet, verschieden aromatisiert, frisch wie eben gefallener Schnee – Sauerkraut. Und da sah die rundliche Verkäuferin sicher meine begehrlichen Blicke. Freundlich lächelnd drehte sie flugs zwei kleine Tüten aus Papier und reichte sie mir, gefüllt mit Häppchen aller Sauerkrauten, die sie anzubieten hatte: „Bitte Madame, etwas Folklore!"

Ursula Weil
Foto: Peter Meißner

Lose Zettel im Notizblock und einzelne Fotos im Schreibtisch können für Journalisten eine Fundgrube sein. Der große Beitrag war erschienen, kleine Episoden und Fotos blieben liegen… Zum Jahreswechsel griffen unsere Reporter in ihre

‚Kram-kiste'

und holten 1984 für Sie ihr letztes Bild, ihre letzte Geschichte hervor.



Der dritte Toast

Soeben aus der Sowjetunion zurück. Waren bei Angehörigen einer der mobilsten Waffengattungen. Wie immer haben wir nach Abschluß der Arbeit mit den Kommandeuren zusammengesessen und angestoßen, auf das gemeinsame Ziel, aufs Gelingen der Reportage. Und wie immer gehörte der dritte Toast „denen, die jetzt auf dem Meer sind". An viele Bekannte von früher dachten wir dabei, auch an die Männer vom U-Boot „Pskower Komsomolze", mit denen wir gemeinsam mit unserer lieben Raissa Netschajewa vom Moskauer FW-Büro auf Tauchfahrt waren. Glück und Erfolg für euch im neuen Jahr, wo immer ihr auch den Frieden zu sichern habt!

Fritz Jahn
Foto: Alfred Paszkowiak

Jegor vom Rynok

Tag für Tag bringt er Zwiebeln und Pfirsiche, Äpfel und Tomaten von Krasnodars Stadtrand zum Rynok, dem Gemüsemarkt, und manchmal auch einen Kunden samt Einkauf nach Hause. Gelassen kann er stundenlang am Bordstein stehen. Nur gegen Abend, wenn schmetternde Musik aus dem nahen Zirkusgebäude dringt, da spitzt er seine Ohren… Denn Jegor war Artist. Nein, keine Glanznummer; er arbeitete mit den Pausenclowns, ließ sich unter dem Jubel der Kinder mit viel Schaum „rasieren". Und fragt sein Herr: „Jegor, wie lacht das Pferd?" – dann zeigt er sie wie einst, seine große, zwerchfellerschütternde Pantomime … Künstlerblut bleibt Künstlerblut.

Hans Frosch
Foto: Detlef Christel

Brecht an der BAM

6000 km Flug. Berlin–Moskau–Ulan-Ude–Nishneangarsk und mit dem Bus gerüttelt bis Sewerobaikalsk. Sechs Stunden Zeitunterschied, und der Schlaf bleibt aus im Quartier. Aber gegenüber brennt in allen Fenstern Licht, und ich lasse mich vom bunten Treiben einladen: in die Kindervolkskunstschule. Einzige auf 3000 km Schienenweg. Harmonikaunterricht. Ballettstunde. Und in einem Zimmer tragen Kinder im Taktmaß vor: „Eventuell ist überall besser als auf keinen Fall." Brechts „Alphabet" auf russisch. Brecht an der BAM. Er war vor mir da, obwohl ich ein Diplom eines ersten Passagiers besitze!

Text und Foto: Detlev Steinberg

Solo für FW

Zeit der Baumwollernte. Alle Bauern des Kolchos „Kommunismus", ein paar Autostunden von Samarkand entfernt, sind auf den Feldern, auch der Vorsitzende, Schamsi Nasarow. Vor dreißig Jahren wählten die Bauern den Lehrer und studierten Philologen zum Vorsitzenden ... Mittags kam er, zeigte uns Wasseranlagen, Eigenheime, Sportstadion, Park mit Freilichtbühne, kleine Fachgeschäfte. Langte sich im Musikalienladen eine Rubab aus dem Regal, stimmte sie und klimperte uns eine kleine Melodie auf dem neuen, uralten Instrument. Ein Solo für Reporter ... *Dieter Heimlich*

Foto: Alfred Paszkowiak

Der Scherenschleifer ist da!

So rief es früher ab und zu auf unserem Hof. Für uns Kinder war es wie Theater, wenn er sein Maschinchen antrieb, wie Mutter die Nähmaschine, und kleine Funken spritzten. Er war so attraktiv wie Leierkastenmann und Schornsteinfeger. Im April sind Lothar Willmann und ich ihm mitten in Bukarest wiederbegegnet. Seine Technik ist die alte, und Attraktion für Kinder ist er noch allemal. Ich mußte an ihn denken, als mir Freunde, die beim Benutzen meines Küchengerätes manchmal sehr traurig werden, zu Weihnachten wieder neue Messer schenkten. Statt die alten einfach zu schleifen.

Constanze Treuber
Foto: Lothar Willmann

Yak, Wal oder Yeti

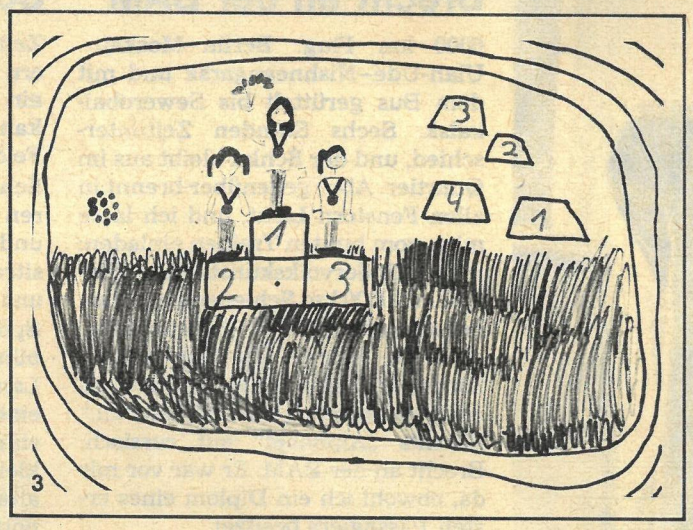
Jägerlatein. Anglerlatein. Wer kennt das nicht. Wer aber glaubte mir, wenn ich behaupte, daß ich bei unserer Kaukasus-Expedition, im Sattel zwischen den beiden Elbrusgipfeln, deutlich Yetispuren gesehen habe. Nachrichten über diese vorzeitlichen Lebewesen dringen immer wieder zu uns; von Yetiweibchen, die junge Bergsteiger in Eishöhlen verschleppen. Oder hatte ich die Spuren jenes Yak-Gespanns gesehen, mit dem man vor Jahren Ausrüstungen bis über 5000 Meter hinaufgezogen hatte. Oder waren es gar Abdrücke von einem Wal. Immerhin: Unweit der Gegend, in der wir geklettert waren, im Tal des Flusses Urun, fand man vor kurzem das Knochengerüst eines Wals, 2 bis 5 Millionen Jahre alt. In geselliger Runde zum Abschluß der Internationalen Alpinade '84 verschwieg ich als Neuling meine Beobachtung und notierte dafür den Trinkspruch einer Amerikanerin: Bisher wußte ich nur, daß Berge Völker trennen; hier im Kaukasus habe ich erfahren, daß Berge Menschen in Freundschaft verbinden können.

Norbert Kaiser (im Foto links)
Foto: Dr. Klaus Manske

1

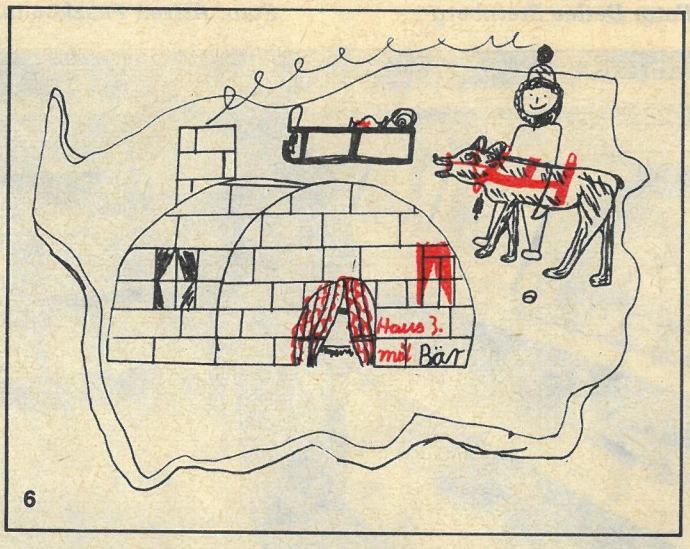
Wenn ich einen Zauberstift hätte…

… wie Mitja in der letzten FW-Kinderserie (Hefte 11–24/84), dann würden sich die Schüler der 1. bis 4. Klassen der Peter-Lamberz-Oberschule in Bergfelde vieles wünschen. Sie überraschten uns mit ihren gezeichneten Wunschträumen. Die meisten von ihnen hätten gern ein Tier. Der absolute „Renner“ sind Pferde, gemalt auch von Marcus Nerlich (1). Dann folgen Hunde und wie bei Britta Schmidt ein Papagei (2). Nicht wenige zaubern sich auf der Stelle eine neue Sporthalle hin. Susanne Krause möchte da am liebsten ganz oben auf dem Siegertreppchen stehen (3). Noch höher hinaus wünscht

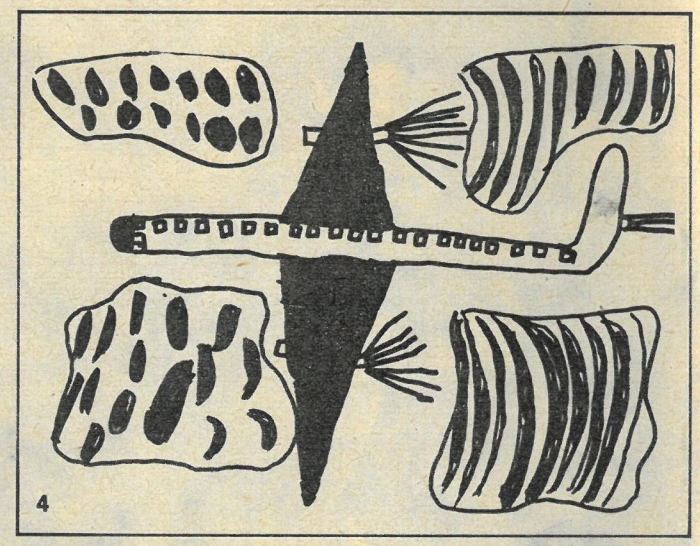


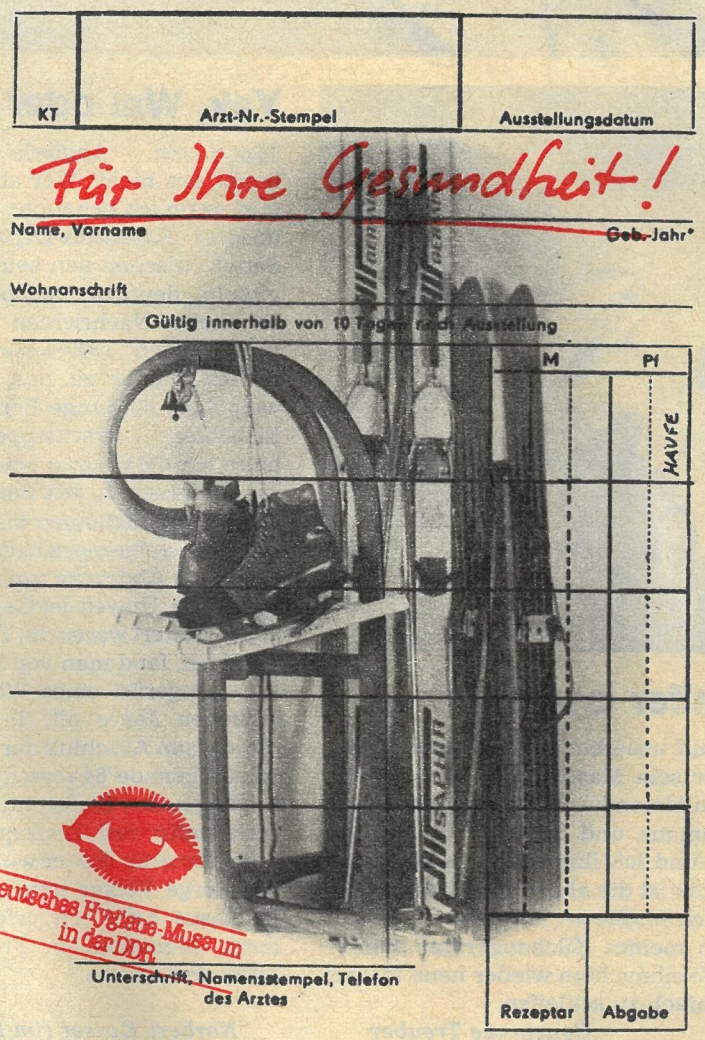
3

5



6


4



Leserfoto

Diesen winterlich bereiften Baum schickte uns Konstantin Unger aus Berlin.

2

sich Immanuel Gestewitz: „Fliegen müßte man können“ (4), dann aber gleich bis nach Moskau, schwärmt Nicole Zurawski (5). Susanne Krause wünscht sich ein Küken, „das sehr klug ist und immer hilft“, Yvonne Glienke würde gern mal „mit Eisbären in einem Eishaus schlafen“ (6). Und wenn wir Erwachsenen nun so einen Zauberstift hätten? Haben wir nicht alle unsere unerfüllten Wunschträume? Vielleicht regen Sie die Kinderzeichnungen an, selbst zu Tusche und Pinsel zu greifen. Die phantasievollsten Arbeiten veröffentlichen wir!

Hannes Schreiber
● Küchenlexikon

T wie Teupitzer Silvesterkugeln

An alten Stadtmauern und Wehrtürmen wie in Lwow (Ukrainische SSR) und anderswo sieht man zuweilen steinerne Kugeln zur Erinnerung an Belagerungen ein-

zementiert. Die Süßwarenfabrik der „Löwenstadt“ Lwow (wo steinerne Löwen Kugeln mit den Pfoten festhalten) produziert walnußgroße krokantartige schokoladenüberzogene süße Kugeln aus Nüssen und Honig, die in der Härte den mittelalterlichen Steinkugeln nicht nachstehen, aber verführerisch schmecken. Weiche Grüße sind dagegen die Mozartkugeln aus Salzburg, ein österreichischer Exportschlager. Aus der Zeit, da die Mark Brandenburg (und damit auch Teupitz im Schenkenländchen südlich von Berlin) noch zum Königreich Böhmen gehörte, muß das Rezept der nach Rum duftenden Teupitzer Kugeln stammen. Man vergißt, das Feuerwerk zu zünden, wenn die eidottergroßen Bällchen um Mitternacht zum Neujahrsbegrüßungssekt als Beilage serviert werden. Sie sind so groß wie die Lwower Nußkugeln, aber zart und schmelzend wie eine Mozart-Melodie und einfach herzustellen, wie fast alle süßen Sachen aus Böhmen, woher das Rezept ursprünglich stammt.

Und so macht man Teupitzer Silvesterkugeln:

Je ein halbes Pfund Puderzucker und Kakao gut vermischen, einen ganzen Würfel Kokosfett zerlassen und das heiße Pflanzenfett mit dem Puderzucker-Kakao-Gemisch langsam verrühren, bis eine homogene Masse entsteht, in die man noch zwei Eier und zwei Gläschen Rum gibt. Die Rumkugelmasse kurz im Kühlschrank fest (aber nicht hart) werden lassen und daraus zwischen den Handflächen eidottergroße Kugeln formen, die man einzeln sofort in Kokosraspeln wälzt. In einer flachen Glas- oder Kristallschale auf dekorativer Alufolie zu einer kleinen Pyramide türmen und bis zum Servieren nicht zu warm aufbewahren. Prosit Neujahr!

Preisfrage

Heft 26/84

Wie alt kann ein ungeräucherter Heilbutt werden?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. Zum Jahresabschluß sind 2 × 50 M zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung im Heft 2/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 2. Januar 1985. Auflösung von Heft 24/84: Auf dem Gendarmenmarkt (heute: Platz der Akademie). Wir gratulieren Erhard Mohring aus Halle-Neustadt.

So war es richtig

Auflösung des Verkehrspreisausschreibens (Heft 23/84):

Frage 1: b
Frage 2: b
Frage 3: b und d (bzw. c)
Frage 4: c
Frage 5: c
Frage 6: b und c
Frage 7: b
Frage 8: a und b
Frage 9: c
Frage 10: b

Unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelte Fortuna folgende Gewinner: 500 M für Klasse 10a der Friedrich-Engels-Oberschule Strausberg; 400 M für Detlef Sabothge, Berlin; 250 M für Horst Schmuths, Magdeburg; je 100 M für Martha Brunner, Wittenberg, Horst Wilke, Leipzig, Frank Priemer, Meuro, Beate Kempe, Dresden, Mike Bethke, Röbel, Christine Loh, Greifswald, Eva-Maria Hegewald, Karl-Marx-Stadt.

Wir bedanken uns bei allen Teilnehmern und gratulieren den Preisträgern.

Unvergeßliche Begegnung

Es war das Alexandrow-Ensemble, das Wärme und Freundschaft für unsere Menschen brachte! Der Beitrag in FREIE WELT 24/84 bringt ein eindrucksvolles Foto von diesem historischen Auftritt. Die Freundschaft zwischen unseren Völkern soll immer bestehenbleiben, das ist mein Wunsch.

Irma Hesse, Weimar

Am 18. August 1948 hatte ich das große Glück, das Alexandrow-Ensemble auf dem zerbombten Gendarmenmarkt mitzuerleben. Unvergeßlich für mich, wie Viktor Nikitin auf deutsch das „Heidenröslein“ und „Im schönsten Wiesengrunde“ sang. Die Veranstaltung im Palast der Republik war für mich ein schönes Wiedersehen mit „den Alexandrows“. Aber bevor das Ensemble mit seinen Darbietungen begann, wurde ein Film gezeigt, der an den legendären Auftritt vor 36 Jahren erinnerte, und: Viktor Nikitin sang!

Gisela Güntler, Berlin

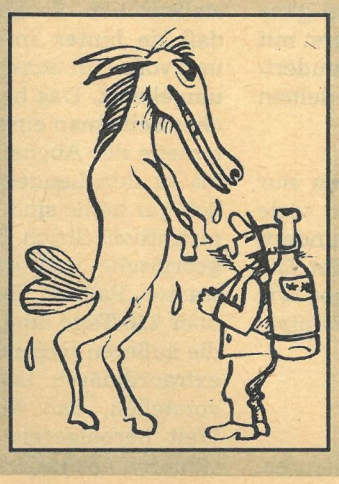
Was halten Sie vom Seeungeheuer?

Ich habe den wissenschaftlichen Bericht „Kam ihr Tod aus dem All?“ (FW 23/84) mit großem Interesse gelesen. Nun fand ich kürzlich in einer Zeitung die Nachricht, daß das berühmte Seeungeheuer Nessie möglicherweise „Verwandte“ auf Island hat. Pferdeähnliche Wesen entstiegen dem Wasser, ihre Spuren sollen doppelt so groß wie Pferdehufe gewesen sein… Gibt es nun diese Seeungeheuer wirklich? Sind sie vielleicht sogar mit den Dinosauriern verwandt? Oder sind sie es sogar selbst?

Silke Scheffler, Eggesin

Trotz eingehender daktyloskopischer Untersuchungen konnten wir in der Saurierkartei keinen Nachweis darüber finden, daß es sich um Verwandte von Dino handelt.

Ihr Dr. Un. G. Heuer



Im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur trafen sich kürzlich die Gewinner des großen Preisausschreibens der Freundschaft „35 Jahre DDR – 35 Reisen in die Sowjetunion“ (FW 10/84). Sie berichteten den Veranstaltern – Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, AEROFLOT, INTERFLUG, Intourist, Reisebüro der FDJ „Jugendtourist“, Reisebüro der DDR und FREIE WELT – über die erlebnisreichen Tage in Moskau.

Seit einem Jahr bin ich mit der Leitung des Kollektivs „X. Parteitag“ beauftragt. Wir sind mehrfach mit dem Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ ausgezeichnet worden, kämpften aber bisher noch nicht um den Ehrennamen „Kollektiv DSF“. Nun habe ich so viele Eindrücke aus Moskau mit nach Hause genommen, daß ich fest entschlossen bin, im nächsten Wettbewerb zusammen mit meinen Kollegen den Kampf um den Ehrennamen „Kollektiv DSF“ aufzunehmen. Ich denke bestimmt, daß ich durch meine Begeisterung von Land und Leuten meine Kollegen mitreißen werde.

Helmut Reiche, Niesky

Geschafft!

Welche Freude strahlt aus den Gesichtern der Kumpel auf dem Titelbild von FREIE WELT 23 nach der vorfristigen Fertigstellung der BAM. Unter welch schweren Bedingungen haben sie dieses Jahrhundertwerk vollbracht. Ein dreifaches Hoch den Tüchtigen!

Charlotte Landschreiber, Erfurt

Wer schreibt uns?

Elina Masenina, 18 Jahre alt, zukünftige Medizinstudentin, wünscht Briefwechsel mit jungen Leuten aus der DDR. Sie liest gern Belletristik, liebt die Musik und arbeitet in einem Zirkel für Gesellschaftstanz mit. UdSSR, 450083 Ufa, ul. R. Sorge 35/1, kw. 87

Mirosław Gaponik, 29 Jahre alt, sucht Brieffreunde in der DDR, sammelt Briefmarken und Ansichtskarten. VR Polen, Zabrze 41-800, ul. C. Składowskiej 20/17

Redaktion: Elke Grahl; Foto: Alfred Paszkowiak; Zeichnung und Vignette: Martin Kotsch

Bei den Argonauten

Ich will Ihnen, liebe Leser, ein Geheimnis anvertrauen: Meine Kinder halten mich für einen alten Mann. Traurig, aber wahr. Vielleicht nicht gerade für einen Tattergreis, nein, das sicherlich nicht, denn noch schicken sie mich eigenverantwortlich einkaufen, und den Mülleimer wegbringen darf ich auch. Doch ich frage mich, wie lange noch. Eine bange Frage. – Sicherlich werden jetzt einige Leser sagen: So sind Kinder nun mal. Aber das ist ein schwacher Trost.

Seit einiger Zeit schon überlege ich verzweifelt, auf welche Art und Weise es mir wohl gelingen könnte, jünger zu werden als ich bin, ohne mich gleich mit dem Alter zu verkrachen. Ein fast schon philosophisches Problem, dem selbst Kant aus dem Wege ging. Um von Hegel gar nicht erst zu reden.

Wahrscheinlich hätte ich es nie einer positiven Lösung zuführen können, wäre nicht eines Tages Manfred Bofinger dahergekommen, um mir zu erklären: „Du mußt einfach den Bezugspunkt dir gegenüber ändern."

Sprachlos schaute ich ihn an.

„Na ja", sagte er, „dann wirst du doch von ganz allein jünger. Stell dir vor, du kommunizierst mit einem so uralten Bezugspunkt, wie ein Hundertjähriger es ist. Schlagartig bist du mit deinen zweiundvierzig fast ein Baby."

„Und das geht?", fragte ich verwundert.

„Natürlich", antwortete er. „Wir brauchen nur nach Abchasien zu fahren. Da leben so viele Menschen zwischen achtzig und über hundert, wie man sie auf der ganzen Welt nicht findet. Die Abchasische ASSR ist so etwas Ähnliches wie das natürliche Altersheim der Sowjetunion. Wenn das kein Jungbrunnen für uns ist..."

Die genauen Ahnungen einer Arbeitsbiene

Abchasien, um das nur einmal kurz anzudeuten, ist eine kleine, 8600 Quadratkilometer große Autonome Sozialistische Sowjetrepublik, die sich geographisch so komisch in der Georgischen Sozialistischen Sowjetrepublik breitgemacht hat, daß sie hinten in den Kaukasus hineinwächst und vorne im Schwarzen Meer baden geht. Oder umgekehrt. Das hängt ganz davon ab, von welcher Seite man einreist. Apropos Seite... Die Seitenteile der Abchasischen ASSR ziehen sich hin bis zu den Landesgrenzen, welche aber eigentlich gar keine sind, da auch hinter diesem administrativen Strich Brüder der Abchasen wohnen, georgische und adsharische nämlich. Meereswasser, Palmen, Berge und die liebe Sonne, die über 220 Tage lang jeden Tag scheint, sie stellen die äußeren Reize dieses Landes. Bei einer solch extraordinären Lage kann man sich natürlich vorstellen, daß Millionen Touristen aus aller Welt herbeigereist kommen, um von den berühmten abchasischen Kurorten Gagra, Pizunda

von Gudauta

Eine unkonventionelle Reisereportage über abchasische Hundertsassas von Bernd Siegmund (Text) und Manfred Bofinger (Zeichnungen)

und Suchumi aus diesem Naturschauspiel beizuwohnen.

Unter diesen Millionen waren eines Tages auch wir. Doch nicht nach Gagra stand uns der Sinn, nicht nach Pizunda oder Suchumi zog es uns hin... Um es schlicht auszudrücken: Wir waren in wissenschaftlicher Mission unterwegs. Dem menschlichen Altertum galt unser Interesse. Wo anders als im Kaukasus sollten wir empirische Studien betreiben, da doch in dieser schönen Gebirgswelt mit Abchasien an der Spitze nur sieben Prozent der sowjetischen Bevölkerung wohnen, aber über 35 Prozent derjenigen, die achtzig und mehr Jahre alt sind.

Wie, wann, wo und warum wird ein Mensch so alt, wie er ist. Diese Grundfragen jeglicher Existenz wollten wir ein für allemal geklärt wissen. Schon, um eine sagenhafte Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen. Schließlich geht es nicht an, daß eine Arbeitsbiene beispielsweise genau ahnt, wie lange sie zu schuften hat, fünf Wochen nämlich. Und der Mensch? In seinem unstillbaren Forscherdrang hat er herausbekommen, daß ein Regenwurm, solle er nicht gerade angeln gehen, zehn Jahre alt wird. Ein Frosch bringt es auf zwanzig, ein Seehund auf fünfundzwanzig, ein Blauwal wird fünfunddreißig, eine Möwe vierzig, ein Aal fünfzig, ein Elefant sechzig, ein Heilbutt (ungeräuchert) siebzig, ein Adler hundert, ein Kakadu hundertfünfzehn, eine Mördermuschel hundertfünfzig und eine Riesenschildkröte wird sogar zweihundert Jahre alt. Das ist eine gute Sache. Aber über all diesen Forschungen hat der Mensch, dieses höchste Wesen, sich beinahe selbst vergessen. So mußte er eines Tages erschreckt die Gerontologie erfinden, die Lehre vom Alter.

Zu Hilfe kamen ihm dabei die Erfahrungen, die Zeus, der Gott aller Götter, in Zusammenhang mit seinem Sohn Herakles gesammelt hatte. Als der nämlich eines Tages wieder einmal seinen Vater über alle Maßen ärgerte, bekam Zeus die Nase so voll, daß er Herakles wie eine heiße Kartoffel in Ungnade fallen ließ. „Was denkst du dir eigentlich", so donnerte der Gottvater los, „ich werde dafür sorgen, daß du bald ganz schön alt aussiehst." Er beließ es nicht bei diesen Worten, sondern schickte dem frechen Herakles einen alten, dürren Greis auf den Hals, der sich auf nur einer Krücke unwahrscheinlich schnell fortbewegen konnte. Den ollen Geras, das Alter. Da wußte Herakles, was die Glocke geschlagen hatte, und er nahm beide Beine verdammt schnell in die Hand.

So entstand die erste Theorie, wie man dem Alter ein Schnippchen schlagen kann: einfach weglaufen. Heute nennt man das Jogging oder die Volkssportmeile.

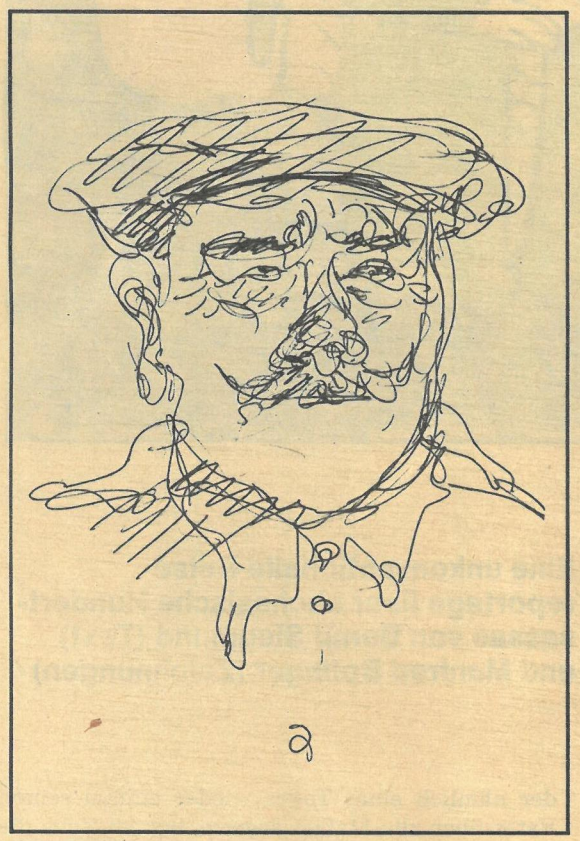
Natürlich half dieses Mittel auf die Dauer nicht. Deshalb wurden eines Tages die verschiedensten

Bei den Argunauten von Gudauta

Vermutungen wissenschaftlicher Art zu diesem Thema laut. Da ist beispielsweise die Krokodil-Theorie. Wissenschaftler haben festgestellt, daß dieses liebe Tierchen selbst in hohem Alter noch kein impotenter Greis ist. Und zwar nur deshalb, weil eine laufende Kette von Zellteilungen es frisch erhält. Erst „fünf Minuten" vor seinem Tod hört das Krokodil auf zu wachsen. Also, so schlußfolgerten nun einige Wissenschaftler, solange ein lebendes Wesen wächst, altert es nicht. Erstaunlich, erstaunlich... Natürlich wird nun so mancher Mensch zu sich sagen: Alles schön und gut, aber ich sehe ja gar nicht ein, warum ich ein Krokodil werden soll, nur um ein paar Jahre mehr auf den Buckel zu bekommen.
Recht hat, wer so spricht. Aber viele Wissenschaftler suchen das Rätsel des Alterns im genetischen Apparat der Zellen. Und das ist gut so. Sollen sie suchen. Ob da oder dort, ob hier oder woanders. – Bofi und ich beispielsweise, wir taten es von Gudauta aus. Das ist ein 36000-Mann-Nest am Schwarzen Meer. Vor der Oktoberrevolution hatten es abchasische Fürsten schamlos

Wladimir Argun

Hackey Argun



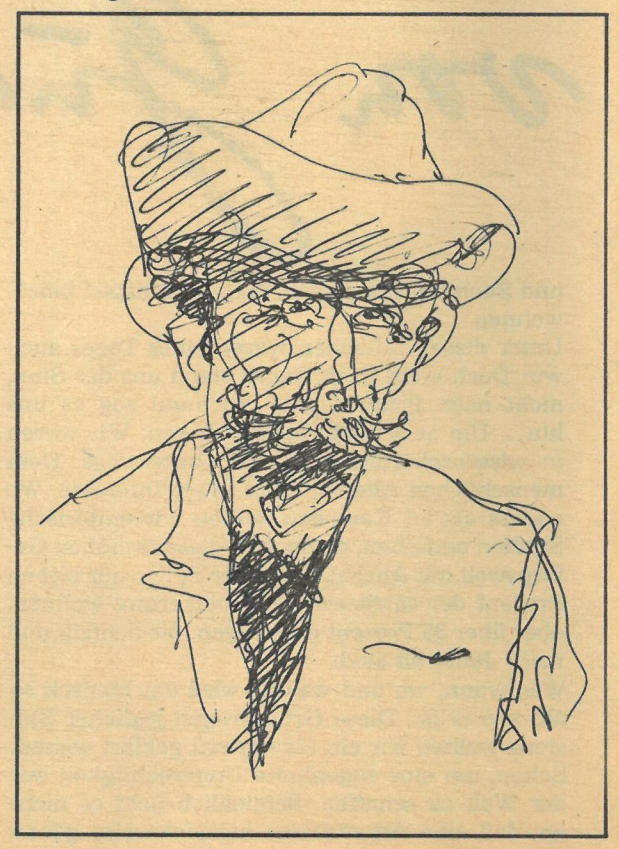
Tschuas Kasim

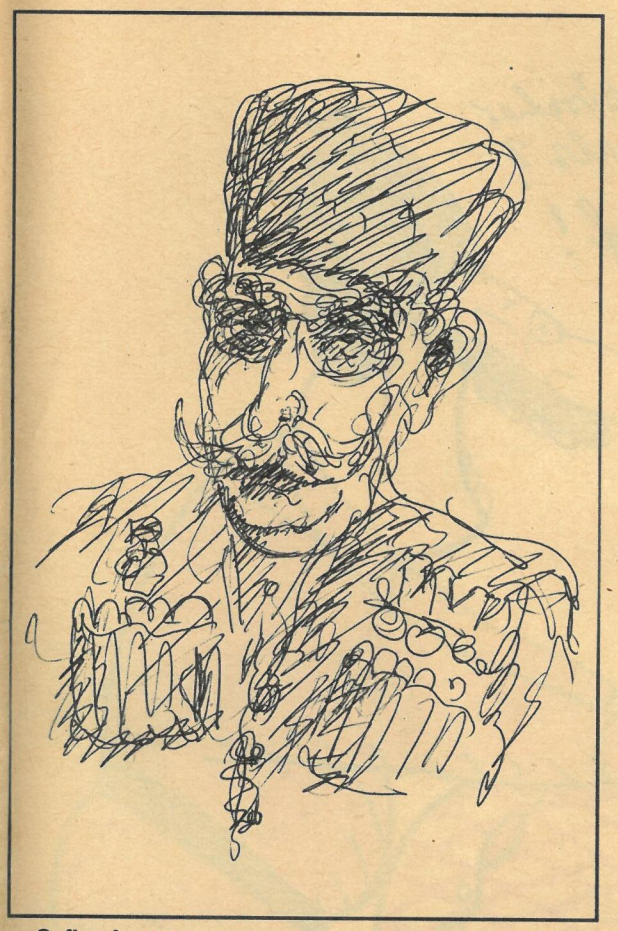
zu ihrem sommerlichen Fürstensitz gemacht. Von hier aus wollten wir dem Alter auf die Spur kommen. Dem Hörensagen nach sollte es sich ziemlich vermehrt in dem kleinen Dorf Lychny aufhalten, keine 15 Kilometer von Gudauta entfernt. Und da uns ein abchasisches Sprichwort selbstlos riet: Wer alt werden will, muß sich früh auf die Beine machen, taten wir es auch.

Je größer das Nichts, desto reicher der Mensch

Es war noch früh am Morgen. Dicke Wolken hockten mit der Gemütlichkeit einer zufriedenen Glucke auf den felsigen Spitzen des Kaukasus und schauten der Sonne zu, die sich bemühte, langsam klar zu sehen. Kein Hahn krächzte, kein Wecker weckte, Lychny, das uralte abchasische Dorf am Fuße der Berge, lag in Frieden. Nur der Wind seufzte ab und an und schob mit einer stillen Gebärde die an den Häusern zum Trocknen aufgehängten Paprika-Schoten beiseite. Und irgendwo im All, in der Unendlichkeit der Zeit, da putzte sich die fünfte Stunde des Tages schnell noch die Zähne, um frisch ihren schweren Dienst anzutreten.
Plötzlich, was war das... Eine einfache Haustür kreischte. Dann öffnete sie sich. Ein Mann trat heraus. Er reckte und streckte sich. Herzhaft gähnend begrüßte er den frühen Morgen. Er schaute nach links, er schaute nach rechts. Sein Gesicht, tief von Falten und Runzeln durchzogen, spähte kämpferisch den Kaukasus an. Dann setzte sich der Mann langsam in Bewegung. Irgendwie schien noch nicht alles bei ihm richtig zu laufen. Ein wenig schwerfällig, fast wie angerostet, humpelte er dem Hoftor zu. Alle zwanzig, dreißig Schritte blieb er stehen. Nicht etwa, weil er erschöpft war, sondern wieder einmal – zum wievielten Mal in seinem Leben eigentlich schon – mußte er den Enkelkindern das Spielzeug nachräumen. Drei Puppen und ein Gewehr, ein zerknautschtes Blechauto und einen einbeinigen Teddybär.
Ächzend sammelte er die Sachen ein, schüttelte nachsichtig den kahlen Kopf und humpelte weiter. Am Hoftor traf er auf einen Fußball. Er beäugte das runde Ding, holte aus, und gab der Gummipille einen herzhaften Tritt in den Hintern. Zufrieden verfolgte er die Spur des Balles, und man konnte in der fünften Stunde des Tages, die gerade noch pünktlich zum Dienst erschienen war, seine verschmitzte Stimme seufzen hören: „Ja, ja, das Alter..."
Nach diesen tiefen Worten schien es ihm besser zu gehen. Seine Bewegungen bekamen Kraft, seine Gestalt Würde. Nun humpelte er nur noch ein wenig. Zielbewußt schritt er dem Walde zu. Und im Wald, da murmelte ein klares Gebirgsbächlein sein ewig Lied. Der alte Mann trat an den Bach, begrüßte ihn und wusch sich lange und gründlich in dem eiskalten Wasser.
Wie neugeboren lenkte er sodann seine Schritte wieder dem Hause zu. Und als er den Hof betrat, just in diesem Augenblick, da schubste die Sonne ungehalten die letzten Gluckenwolken von den felsigen Spitzen des Kaukasus, strahlte den Alten an und begrüßte ihn zu seinem 35 982ten Tag auf Abchasiens schöner Erde.
Doch wer ist dieser alte Mann? Soll dem Leser hier ein Bär aufgebunden werden?
Nein!
Hackey Argun, so heißt er. Bofi und ich, wir haben ihn besucht. Er ist mit seinen 98 Jahren wie ein dickes Geschichtsbuch, obwohl er persönlich recht dünn ist. Und was das Schönste war: Es saßen noch andere Geschichtsbücher um ihn herum. Kotja Sidaria beispielsweise mit seinen 87 Jahren. Und Schota Kwerzarian, 89 Jahre. Und seine Frau Kokascha, 84 Jahre. Und Tschuas

Tirim Argun



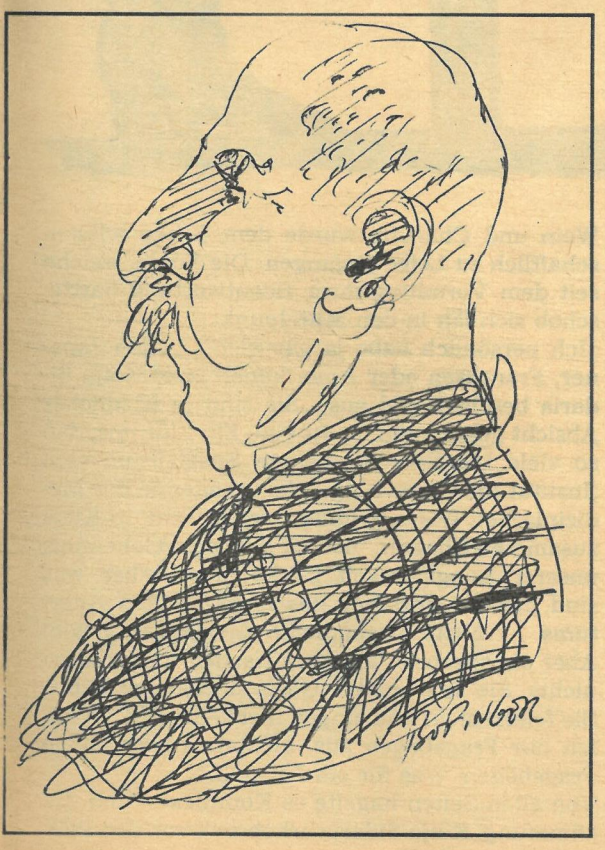


Safjor Argun

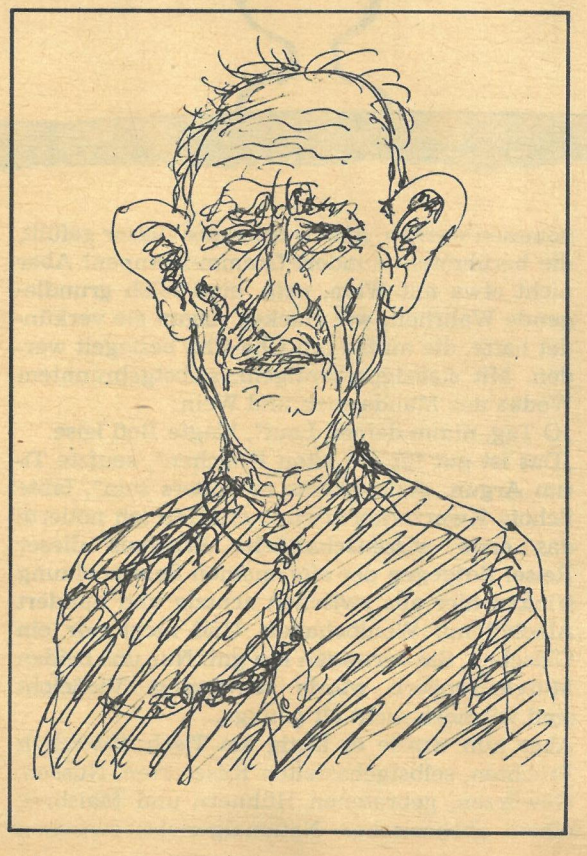
Kasim, 86 Jahre. Und Tabako Transch, 87 Jahre. Und Wladimir Argun, 80 Jahre. Und Safjor Argun, 82 Jahre. Und Tirim Argun, 102 Jahre.
Was für ein Gefühl: 795 gesammelte Menschenjahre blicken dich an. Eine abchasische Zeitmaschine, mit der man sich... kleinen Moment, 1984 weniger 795, das siiind... ja, mit der man sich bis ins Jahr 1189 zurückfallen lassen kann. Und was geschah alles im Jahre 1189?
Nichts! Aber schon ein Jahr darauf entschloß sich Richard Löwenherz, am 3. Kreuzzug teilzunehmen. Und runde zwanzig Jahre später gründete Tschinggis-Chan sein berühmtes Mongolenreich. So eine Zeit also war das damals. Aber wir wollen uns nicht zu sehr in der Geschichte verlieren. Obwohl ich mir vorstellen kann, daß so ein alter Mensch wie der 1882 geborene Tirim Argun beispielsweise eine beachtliche pädagogische Eselsbrücke für die historische Lerntätigkeit seiner Enkelkinder darstellt: achtzehn acht zwei – Tirim war dabei – Gründung der italienischen Arbeiterpartei.
So einfach ist das. Doch lassen wir das Theoretisieren. Vertiefen wir uns lieber in die Geschehnisse, die der Tag für Bofi und mich noch bringen sollte.
Wir saßen also wie die Kinder inmitten der neun Weisen. Und zwar unter einem Feigenbaum, der mit Zehntausenden von Blättern seine Blöße bedeckte. Die Stimmung war gut, und die Alten freuten sich riesig.
Vor allem darüber, daß wir keine Japaner, Franzosen oder Amerikaner waren. „Das kann ja lustig werden...", riefen sie begeistert aus. – Und Hackey Argun erteilte sofort mehrere Ratschläge an Küche und Keller, um seinen Worten eine Tat folgen zu lassen.
Doch was hatten die Alten gegen Japaner, Franzosen, Amerikaner...
Wie eine Zentnerlast harrte diese Frage ihrer Beantwortung. Die Alten ließen sie harren. Jedesmal, wenn sie sich vorlaut meldete, wurde sie mit einem energischen „Später!" in die Schranken verwiesen.
Das gab uns Zeit für ein näheres Bekanntwerden mit Hackey Arguns mehrere tausend Quadratmeter großem privaten Anwesen. Schon nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß es ganz dicht am grünen Fuß des Kaukasus hingekuschelt lag und sich durch zwei massive Steinhäuser auszeichnete. Eines größer als das andere. Und durch sehr viel Arbeit, die blühte. In Form von Mandarinen-, Apfel-, Maulbeer-, Birnen- und Granatapfelbäumen, durch Weinstöcke und noch nicht geknackte Nüsse, durch allerlei Würziges wie Kinsa, Paprika, Estragon, Knoblauch und Basilikum, durch Hühner, Puten, Rinder und solch ehrenwerte Vertreter der subtropischen Flora wie Feijoa, Olive, Feige und Mispel. Ein Früchteparadies auf Erden. Überall hier wuchs es. Nur vor den beiden Häusern wuchs nichts. Außer Gras, welches eine große freie Fläche bedeckte.
„Das ist mein eigentlicher Reichtum", sprach Hackey Argun weise, und seine Hand wies auf das rasenbedeckte Nichts. Erstaunt guckten Bofi und ich mich an. Und da sich auch heute noch der verantwortungsvolle Journalist immer wieder herausgefordert sieht, die berechtigte Frage nach den Hintergründen zu stellen, fragte ich also Hackey Argun: „Seit wann ist ein Nichts ein Reichtum, wo doch auf dem Bauernmarkt Nichts nichts kostet, man dagegen für ein Kilo Mandarinen stolze fünf Rubel berappen muß?"
Hackey Argun schwieg lange. In seinen Augen war milde aber deutlich formuliert, was er von uns hielt: Ach, ihr europäischen Grünschnäbel, ihr unwissenden Materialisten, wie kann man nur solch eine Frage stellen...
Aber da er nicht noch mehr unbeantwortet mit sich herumschleppen wollte, erklärte er lieber gleich: „Wir Abchasen sind eben so. Und zwar

Kotja Sidaria

Tabako Transch



Schota Kwerzarian



Kokascha Kwerzarian

seit ewigen Zeiten. Wir leben für die Gastfreundschaft. Wo aber soll ich meine Gäste bewirten? Auf den Bäumen vielleicht? Ich habe zwei Brüder, vier Söhne und drei Töchter. Und alle haben Kinder. Und deren Kinder haben ebenfalls Kinder. Und dann habe ich Freunde. Und meine Freunde haben Freunde. Und die Feunde meiner Freunde haben Freunde. Und ich habe Bekannte. Und meine Bekannten haben Bekannte. Und dann kommen nette Fremde. Und die kennen andere nette Fremde... Meinen fünfundneunzigsten Geburtstag haben über fünfhundert Menschen gefeiert. Ich hoffe, bei meinem hundertsten werden es nicht so wenige sein! – Deshalb ist vor meinem Haus eine große Fläche leer. Wie vor dem Haus eines jeden Abchasen. Je größer das Nichts, desto reicher der Mensch. Denn er kann mehr Gäste bewirten."

Der Ritt in die Geschichte

Die Rede von Hackey Argun hatte sichtlich Eindruck gemacht. Das konnte nicht trocken hingenommen werden. Also wurden die Gläser gefüllt, die berühmten Hundert-Gramm-Humpen! Aber nicht etwa mit Wein, nein, eine solch grundlegende Wahrheit, wie Hackey Argun sie verkündet hatte, die mußte mit Cha-Cha besiegelt werden. Mit siebzigprozentigem, selbstgebranntem Wodka aus Mandarinen und Wein.

„O Tag, nimm deinen Lauf", klagte Bofi leise.

„Das ist gut für die alten Knochen", seufzte Tirim Argun. „Wie könnte es anders sein", faßte Schota Kwerzarian zusammen. Und ich notierte das erste wissenschaftliche Ergebnis dieser Reise: Entgegen der allgemeinen Schulmeinung trinken hier alle zwischen achtzig und hundert Alkohol mit Wohlbehagen. Und nicht nur ein Gläschen. Sie vertragen ihn gut. Nur uns beiden Mitteleuropäern wurde schwindlig. Vielleicht sind wir noch nicht alt genug...

Aber nun wurde es lustig am Tisch. Zwischen Früchten, selbstgebastelten Käsesorten, Nüssen, Gewürzen, gebratenen Hühnern und Maisbrei, einem abchasischen Nationalgericht, zwischen Wein und Cha-Cha wurde dem Leben wissenschaftlich zu Leibe gegangen. Die Frage, welche seit dem Vormittag ihrer Beantwortung harrte, schob sich jäh in den Mittelpunkt.

„Ich persönlich habe ja gar nichts gegen Japaner, Franzosen oder Amerikaner", rief Kotja Sidaria beschwörend aus. „Sie sind in friedlicher Absicht gekommen. Es ist eine Ehre für uns, daß so viele Länder mit unseren Spezialisten vom ‚Institut für Gerontologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR' in Kiew zusammenarbeiten, um hinter das Geheimnis unserer Langlebigkeit zu kommen. Aber was sind das für Forscher des menschlichen Altertums ... Nette, freundliche Menschen gewiß! Aber sie sitzen an unseren Tischen und trinken nichts. Sie sind unsere Gäste und essen nichts. Sie feiern nicht und singen nicht. Brüder, sie füllen nur Fragebögen aus, nichts als langweilige Fragebögen. Was für ein Leben..."

Von allen Seiten hagelte es Kopfnicken und Zustimmung. Kotja Sidaria erhob sich von den Plät-

Bei den Argunauten von Gudauta

zen und fuhr donnernd fort: „Und was sie alles fragen: Warum bist du so alt? Wie lange willst du noch leben? Was ißt du, wieviel trinkst du? Wo liegt da das wissenschaftliche Geheimnis ... Ich habe mein Leben lang gearbeitet. Tagtäglich, von sechs Uhr in der Früh bis zu dem Zeitpunkt, da die Sonne ihren Zenit erklommen hat. Dann schlafe ich, ruhe mich aus. Bis 18.00 Uhr. Nun werde ich wieder geschäftig. Die ‚Wremja' erst, die neuesten Fernsehnachrichten aus aller Welt, sie beenden mein Tagwerk. Arbeit und geistige Interessiertheit erhalten mich jung."

Alle erhoben sich begeistert. Das konnte nicht trocken hingenommen werden. Wir prosteten einander zu, lachten, schnappten nach Luft, Bofi und ich mehr als die anderen, und schon setzte Hackey Argun zu einer längeren Rede an. Er trat vor uns hin, und für Sekunden schien es mir, als würde er schwanken. Doch dann sah ich, es war nur der Tisch.

„Um alt zu werden", sprach er weise, „braucht man Zeit. Ich habe 98 Jahre benötigt. Und ich mache weiter. Nie in meinem Leben, ihr wißt es alle, war ich krank. Es gibt nur eine Sache auf der Welt, die ich mehr als andere Sachen fürchte: die Spritze. Aber Gott sei Dank, ich brauche keinen Medizinmann, mein Arzt ist das Gebirge. Jedes Jahr ziehe ich zwei Monate hinauf in meine geliebten Berge. Ich schlafe in einem einfachen Zelt. Und abends, wenn die Kühle heraufzieht ..." – Hackey Argun sah uns eindringlich an –, „abends nehme ich regelmäßig meine Fellmütze vom Kopf und lege sie mir auf die Füße. Ich will euch ein Geheimnis anvertrauen, Freunde aus der DDR, lebt danach, und ihr werdet recht alt. Es lautet: Vor den Hähnen aufstehen, viel arbeiten, frische Bergluft, warme Füße und ein kalter Kopf. Wer diese fünf Dinge beherzigt, der wird über hundert Jahre alt."

Natürlich konnte auch diese Weisheit nicht so trocken hingenommen werden. Ebenso wie die sechs nächsten, die ich der wissenschaftlichen Akribie halber einfach nüchtern notiere. Alt wie ein Baum wird ...

– nach Kokascha Kwerzarian nur, wer stets frisches Fleisch und Gemüse ißt, niemals etwas aus dem Kühlschrank.

– nach Tschuas Kasim, wer nicht raucht, aber regelmäßig Paprika und Adshika (eine Gewürzmischung) zu sich nimmt.

– nach Wladimir Argun (Raucher), wer viel Milchprodukte verdrückt.

– nach Tabako Transch, wer Beständigkeit in der Ehe und im Beruf zeigt.

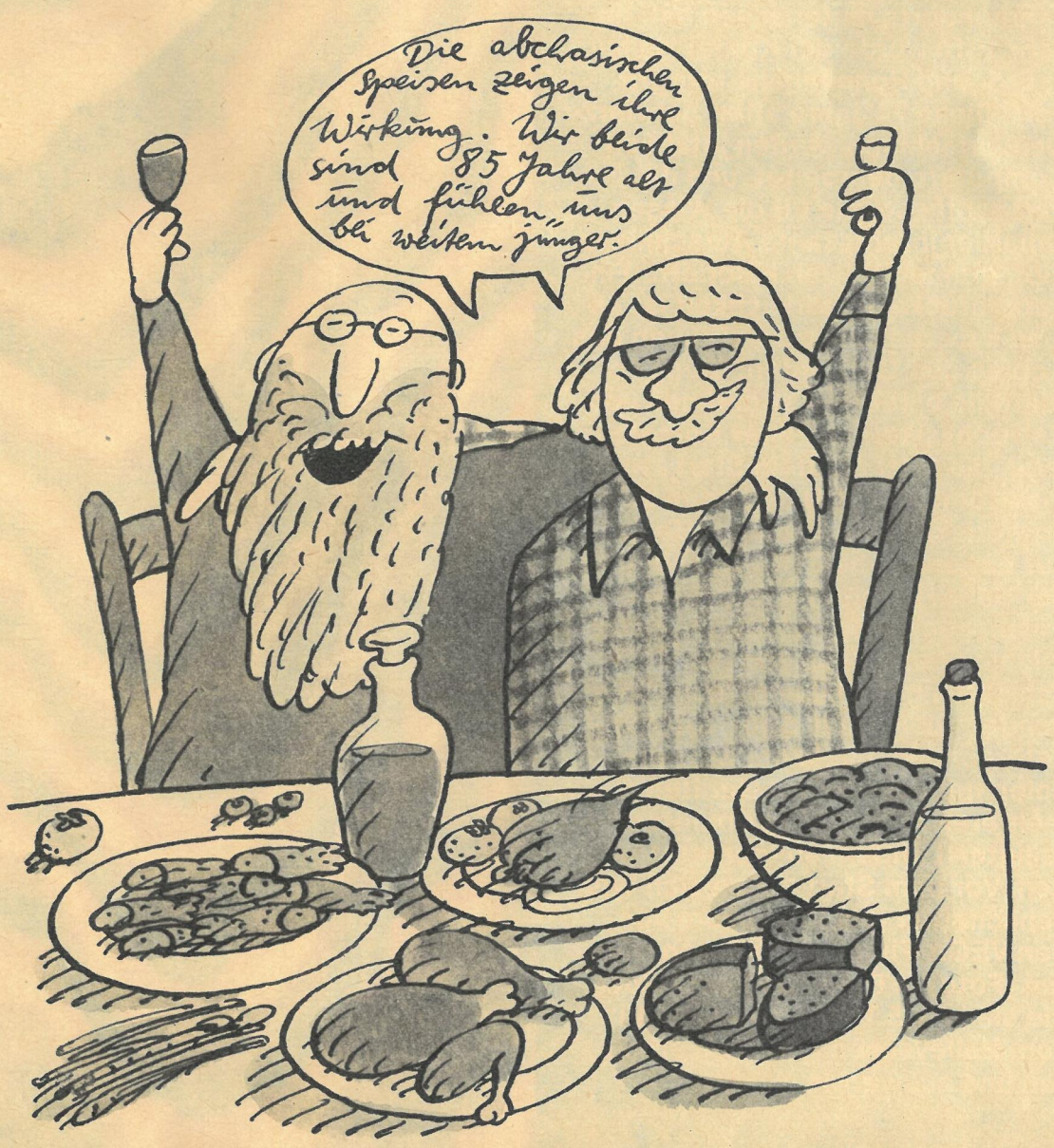
– nach Schota Kwerzarian (Raucher), wer nicht im Büro, sondern an der frischen Luft arbeitet.

– nach Safjor Argun, wer heiter, zufrieden und ausgelassen ist. Nachdem all diese Wahrheiten, wohlverpackt in lange Reden, gesagt, begossen und verdaut waren, erhob sich Tirim Argun (Raucher). Wie ein Ausrufezeichen, so stand er am Tisch. Seine leise, einhundertzwei Jahre alte Stimme richtete die folgenden Worte an Bofi und mich: „Ich glaube, wir wären nie so alt geworden, wie jeder nun einmal ist, wenn nicht dieses Wissen dagewesen wäre, gebraucht zu werden. Wir haben unseren ehrenvollen Platz in der Familie, wir sind das Salz in der Suppe des Kollektivs; man schätzt unseren Rat, man fragt nach unserer Meinung, und wenn wir etwas sagen, so ist unser Wort nicht nur ein Wort: es ist Gesetz. Brüder, laßt uns die Gläser erheben auf..." Hier nun, liebe Leser, genau an dieser Stelle, passierte etwas höchst Eigenartiges mit mir. War es der ungewohnte Alkohol oder die vielen klugen Worte... Plötzlich drehte sich mir alles im Kopf und es wurde schwarz vor meinen Augen. Und in der Schwärze der Nacht verwandelte sich auf geheimnisvolle Art und Weise mein Cha-Cha-Glas, jener berühmte Hundert-Gramm-Humpen, in ein riesenhaftes, feuriges Roß. Es war so groß, daß selbst der Kaukasus sich duckte. Doch noch ehe sich Verzweiflung darüber breitzumachen drohte, sah ich, wie eine alte, weise Frau, die unserer Kokascha Kwerzarian ähnelte, eine Aeroflot-Gangway an den Sattel des Pferdes heranfuhr. Auf der obersten Stufe derselben standen Tirim, Hackey, Wladimir und Safjor Argun. Sie winkten Bofi und mich hinauf. Verstört betraten wir das Pferd. „Festhalten", rief Tirim uns zu, und schon ging es los. Langsam erst, dann immer schneller galoppierte der Vierbeiner eine Betonpiste entlang. Kurz vor dem Ende derselben erhob sich das Roß fast traumwandlerisch in die Lüfte.

„Wo bin ich", hörte ich Bofi in den höllischen Zugwind hinein fragen. Doch die Arguns lachten bloß. In ungefähr 8000 Meter Höhe brach das Lachen ab. Und geheimnisvolle Worte der vier Arguns erschallten: „Oh, du Sohn der Lüfte, bring uns das ‚Goldene Vlies'. Auf deinem Rücken haben sechs tapfere Männer Platz genommen. Zwei Reporter aus der DDR und wir vier Arguns, wir Argunauten aus Gudauta. Wir sind wild entschlossen, gegen jegliche Art von Kriegern zu kämpfen, selbst gegen solche, die aus Drachenzähnen wachsen, wie die griechische Argonauten-Sage es uns weismachen möchte. Wir werden mit feuerschnaubenden Stieren die Geschichte Abchasiens durchpflügen. Das geheimnisvolle Land der Kolchis ist unser Ziel. Dazu müßten wir 2500 Jahre wie im Flug zurücklegen. Bring uns ins Frühpaläolithikum, oh du Sohn der Lüfte, wo die ersten Siedlungen auf dem Territorium unseres geliebten Abchasiens gegründet wurden... Wir wollen erleben, wie unser Heimatland im 4. bis 6. Jahrhundert unter den politischen Einfluß von Byzanz geriet, und wir wollen natürlich Fürst Leon II. die Hand schütteln, der im 8. Jahrhundert Abchasien die Unabhängigkeit zurückgab. Unser Ritt in die Geschichte soll ..."

Plötzlich wurde es wieder hell vor meinen Augen. Verwirrt schüttelte ich den Kopf. Was war geschehen? Niemand schien etwas bemerkt zu haben. Alles saß an seinem Platz. Nur Manfred Bofinger nicht. Der stand, und hielt nun seinerseits eine Rede. Sie gipfelte in den Worten: „Und so ist es mir eine Ehre, hier anmerken zu dürfen, daß ich weiß, daß viele der alten Menschen unter uns ihre hervorragende Stimme nicht nur der Verkündung von Weisheiten zur Verfügung stellen, sondern auch dem ‚Chor der Hundertjährigen', welcher ganz berühmt ist in der Welt. Könnten wir nicht zum Abschluß des Tages gemeinsam ein Liedchen singen?"

Das ließen sich unsere weisen Alten nicht zweimal sagen. Schnell war der Rest des Chores zur Stelle. Und mit der untergehenden Sonne im Rücken erscholl das berühmte Lied „Suliko". Seine Töne kletterten den Kaukasus empor und verschwanden langsam in den ewigen Gipfeln der Berge.



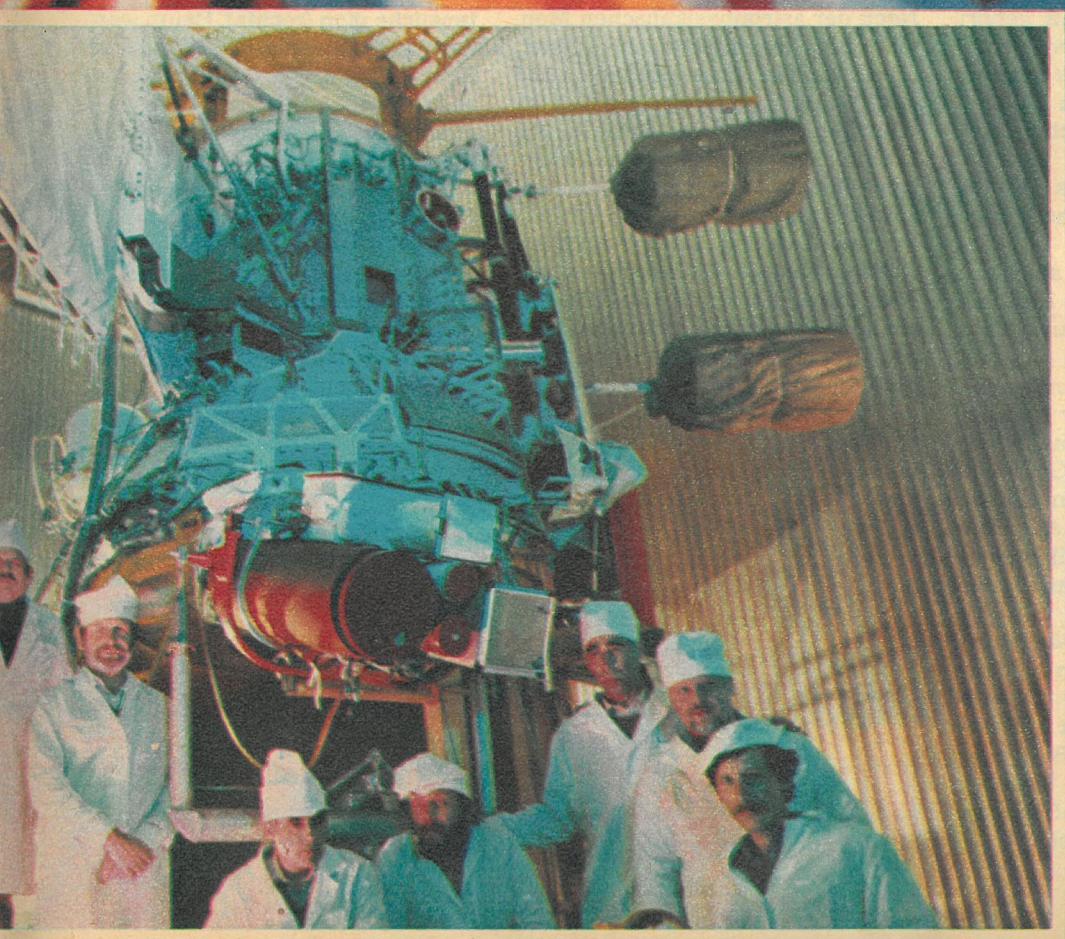
Die FW-Autoren Manfred Bofinger (links) und Bernd Siegmund

Ein Langhaariger wird gehetzt:

Fingerabdrücke eines Vagabunden

Der jüngste Abdruck stammt von seiner Fährte, die er zu Beginn des Jahrhunderts hinterlassen hat. Im Jahr 1910 wurde der Komet Halley in Erd- und Sonnennähe fotografiert. Diese 74 Jahre alten Schwarzweißaufnahmen wurden jetzt von Computern bearbeitet, und die Farbsynthese, die für die Wissenschaftler interessante Aufschlüsse gibt, erinnert uns an kolorierte Fingerabdrücke. In Wirklichkeit ist es eine kybernetische Darstellung des Kopfes des Gesuchten. Diese Fotostudie hilft den Astronomen und Astrophysikern bei ihrer Kometenjagd, die jetzt mit dem Start zweier mehrtonnigen VEGA-Sonden vom sowjetischen Kosmodrom Baikonur begonnen hat. Wissenschaftler der UdSSR, Ungarns, Bulgariens, Polens, der DDR und ČSSR, Österreichs, Frankreichs und der BRD schickten gemeinsam diese „Spürhunde" auf Halleys Spur: Interplanetarsonden, die in der Sowjetunion gebaut und mit Geräten aus mehreren an den Experimenten beteiligten Ländern ausgerüstet wurden. Vor dem Start ließen sich Wissenschaftler und Ingenieure vor den VEGA-Flugkörpern fotografieren (Foto) in Erwartung der Bilder, die sie in 445 Tagen aus dem All vom Halleyschen Kometen erhalten und auswerten werden.

Ein Beitrag von
Karl-Heinz Eyermann



Finger-abdrücke eines Vaga-bunden

Abbildung und Beſchreibung
deß wunderwürdigen unvergleichlichen
Cometen.
Der erſtmals zu Anfang deß Wintermonats vor Aufgang der Sonnen erſchienen / und anjetzt nach derſelben Untergang ſich entſetzlich ſehen läſſet.

MAn findet ſowoln in Heiliger Schrifft / als auch andern glaubſichern Hiſtorien / daß ſo oft der Allmächtige GOTT die Sünden einiger Erd-Einwohner / zu beſtraffen / ſich entſchloſſen; Er ſolches zuvor / aus mild-vätterlicher Langmut entweder durch wahre Propheten / oder entſetzliche Wunder ankünden laſſen; Hat ſothane Warnung gefruchtet / und iſt eine eyferige Buß und Bekehrung erfolget / ſo iſt auch die ancal werden / oder über das Haupt kommen dürfte. Er hat nunmehr von ſeiner erſten Erſcheinung an / den Löwen / Jungfrau / Waag / Scorpion / Schützen / auch mehrentheils deß Steinbocks / und alſo ſechs Zeichen / ja dergeſtalten den halben Himmels-Bezirk durchgelauffen / und wird ſeine jetzig vier und zwanzig ſtündige Bewegung über drey Grad vermerket. Von der wahren Gröſſe / ſowoln ſeines Cörpers als Schweiffes / iſt darum / weiln ſeine Höhe nicht eigent-

Für die einen himmlischer Glanz und verkündendes Heil. Für die anderen Kurier des Bösen, der Katastrophen-Bote. Für die dritten ein Geschäftspartner, um mit der Angst Geld zu verdienen. Für die vierten ein Segen der Fruchtbarkeit. Für Literaten eine Fabel und für Maler ein Motiv. Für die Philosophen der Antike zuerst ein Unstern, eine optische Täuschung und dann endlich ein Himmelskörper. Für die Wissenschaftler heute ein schmutziger Eisberg und ein einzigartiges Phänomen. Eine Gesetzmäßigkeit der Natur, deren letzte großen Rätsel noch gelöst werden müssen. Das alles verbindet sich mit dem Begriff vom Kometen, mit jenem von Zeit zu Zeit Geschwindigkeiten von mehr als anderthalb Millionen Stundenkilometern erreichenden Schnellwanderer.

Komet – seinem Namen verdankt er dem Griechischen. Langhaarig heißt das, seiner Leuchteffekte wegen. Haarstern, Bartstern und Schweifstern sind astronomische Beiwörter. Lichtbesen nannten ihn früher die chinesischen Himmelsforscher. Und im weitläufigen Sprachgebrauch wird er als Himmelsvagabund und Irrwisch der Sonne bezeichnet. Nach Kirchendogmen hieß er die Zuchtrute Gottes. Viele Namen für einen Himmelskörper, von dem es in unserer kosmischen Nähe in den Provinzen jenseits des Planeten Pluto mehr gibt, als wir uns vorstellen können. Auf halbem Wege zum benachbarten Fixstern liegt ihre Heimat. Fünfzehn Billionen Kilometer weit. Mit astronomischen Maßen nicht einmal ein Katzensprung.

Nach neuesten Schätzungen gibt es allein in unserem Sonnensystem so viele Vertreter seiner Gattung wie unsere Milchstraßen Sonnen hat: hundert Milliarden. Aber nur die wenigsten zeigen sich uns. Und lassen sie sich blicken, dann wird es eine astronomische Aufführung mit lautem Theaterdonner. Unübertroffene Schauspieler sind diese Himmelsvagabunden, die seit eh und je bei ihrem Erscheinen Millionen Zuschauer fesselten. Allen voran der Irrwisch, nach jenem englischen Astronomen Halley benannt, der seine Bahn berechnet und sein nächstes Erscheinen für 1758 angekündigt hatte. Halley hat bei uns jedes Dreivierteljahrhundert seinen großen Auftritt. Als Schauspieler und Zauberkünstler, denn wie alle anderen seiner Gattung „arbeitet" er mit vielen „Tricks", die ihn größer erscheinen lassen, als er in Wirklichkeit ist. Der eigentliche Kern, aus dem sein Kopf wächst, jene Schneematrix mit verschiedenen chemischen Elementen, die ihn zum schmutzigen Eisberg stempelt, hat einen Durchmesser von lediglich 2,5 Kilometern. Damit gehört Halley zu den mittelgroßen Kometen. Der Kerndurchmesser variiert zwischen einem und zehn Kilometern, dessen Masse zwischen eintausend bis zehntausend Tonnen, Milliardstel des Gewichtes unseres Planeten, auf die kosmische Waage bringt.

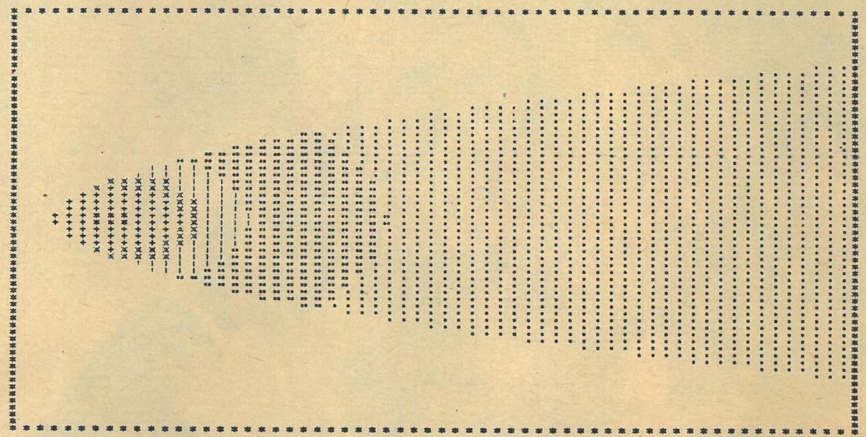
Aber was macht Halley alles aus den winzigen gefrorenen Partikelchen? Bei Sonnenannäherung bläht er sich so auf und dampft, daß sein Kopf gewaltig anschwillt und einen glühenden Schweif hinter sich her zieht. Seine Koma, nämlich die sphärische Hülle aus Gas und Staub, die seinen Kern umschließt, nimmt die gewaltigen Ausmaße von Hunderttausenden Kilometern an. Mehr als drei Millionen Tonnen Gas setzt er an einem einzigen Tage frei. Sein Schweif wächst auf über einhundert Millionen Kilometer Länge, fast auf die Distanz Erde–Sonne. Mit einer Masse von weniger als einem Billionstel der Sonne bläst er sein Volumen am Firmament größer auf, als unser strahlender Fixstern ist.

Halley führt in unserer Nähe bei Sonnenpassage alle 76 Jahre dieses Schauspiel vor, mit dem Feuer der Sonne spielend und einen Teil seiner Eigenmasse verlierend, die er nicht wieder in seinem Kern ansammeln kann.

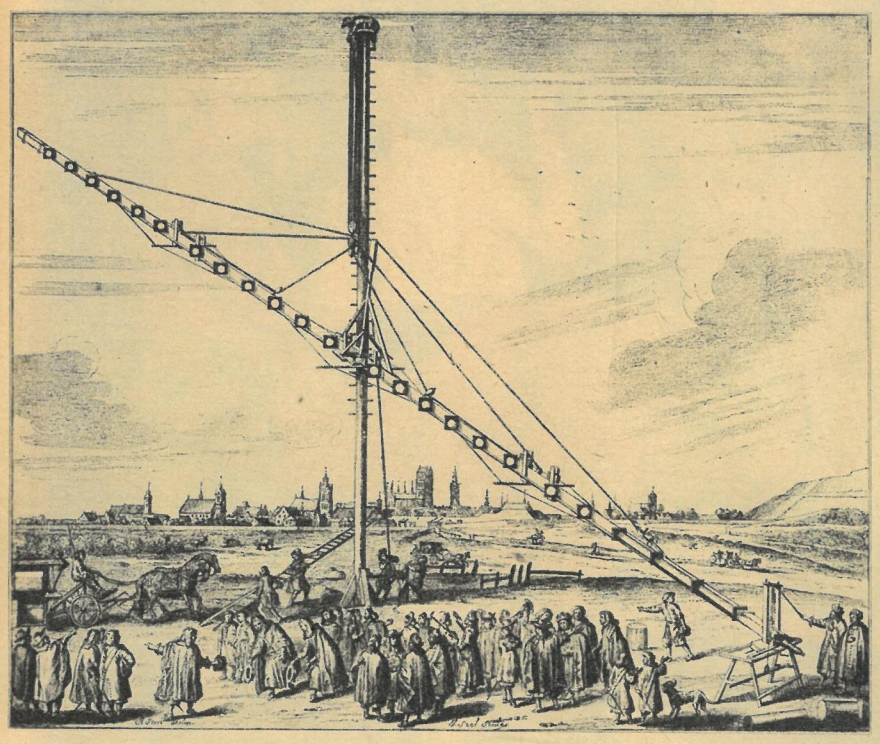
Nach der astrophysikalischen Monsterschau verschwindet er wieder, „zieht seinen Schwanz ein" und läuft auf seiner langgezogenen elliptischen Bahn in verhaltenem Trab weiter, bis alles bei der nächsten Wiederkehr von neuem beginnen kann.

Neunundzwanzig seiner Auftritte wurden für die Erdbewohner aufgezeichnet, der letzte 1910. Der erste stammt aus chinesischen Quellen des Jahres 240 vor unserer Zeitrechnung. Also über zweitausend

Steckbriefe aus Fernrohren, Orakeln und Computern: Frohe Kunde und Hiobsbotschaften wurden in Kometenflugblättern, so wie 1680 (Abbildung oben), verbreitet. In einer Zeit, da Astronom Johann Hevelius mit seinem Riesenfernrohr auf Kometensuche ging (rechts). Heute werden farbsynthetisierte Bilder (siehe Seite 53/54) und Symbolstrukturen von Schweifstern-Aufnahmen aus elektronischen Maschinen geliefert. So auch das fotometrische Modell des Halleyschen Kometen, das im Computerzentrum des Moskauer Instituts für Kosmische Forschungen entstand (unten). Verschiedene Symbole kennzeichnen die einzelnen Helligkeitsbereiche des Kometen, der in fünfzehn Monaten aus Nahdistanz aufgenommen wird.



Jahre ist dieser Haarstern schon unter registrierter Beobachtung. Bibelforscher, die vom Religionsdogma abwichen und Christi Geburt ein Dezennium vordatierten, befanden sich in seltener Eintracht mit den Naturwissenschaftlern. Im Jahre 11 vor unserer Zeitrechnung erschien der Halleysche Komet wieder, damals vielleicht strahlend als Stern von Bethlehem?
Halleys Auftauchen im Jahre 1680 verursachte in der Vorstellung der Zeitgenossen die Rinderpest und das abnorme Wunder eines italienischen Huhnes. Einer Henne wurde unter Schweifstern-Schock ein bemaltes Ei beglaubigt: „Wahre Abbildung eines Kometen, wie solcher über Rom den 2. Dezember montags in der Nacht in diesem 1680. Jahre erschienen und im Zeichen der Jungfrau des 13. Grades gesehen worden ist. Eben in dieser Nacht, ungefähr um 8 Uhr, hat eine Henne, so niemals ein Ei geleget, mit großem Geräusch und ungewöhnlichem Geschrei ein Ei von gegenwärtiger Gestalt und Größe mit Stern und Strahlen, wie hier abgebildet zu sehen, geleget."



Quacksalber schlugen mit Kometenpulver und Kometensalben Kapital aus der Angst und der Unwissenheit ihrer Mitmenschen, ebenso wie die Wahrsager, die Unheil von Vieh, Gut und Mensch abzuwenden versprachen. So ist Halley Legende, Geschichte, und nun wird er auch ein Stückchen Zukunft sein. Die angekündigte Wiedervorstellung des Kometen soll zu einer Sternstunde von Astronomie und Astrophysik werden.
Die interplanetare Raumflugtechnik – vor einem Vierteljahrhundert mit der sowjetischen automatischen Station Luna 1 geboren – hat inzwischen einen solchen Stand erreicht, daß die Wissenschaftler auf Kometenjagd gehen und sich direkt an die Fersen von Halley heften können.
Die UdSSR hat seit Jahren das Projekt VEGA mit großer internationaler Beteiligung vorbereitet, betitelt nach der russischen Abkürzung für Venus und Halley, denn die von ihr jetzt gestarteten Sonden werden auch auf dem Morgenstern Landeapparate absetzen. Die westeuropäische Astronautik-Behörde ESA wird eine Sonde in Richtung Halley entsenden, und Japan steuert die Kometenspäher MS-T 5 und Planet-A zu einem weltweiten Forschungsprogramm bei. Amerikas NASA, die eine große Kometenstation angekündigt hatte, muß die sich seit langem im All befindliche Sonnenwind-Sonde ISEE-2 reaktivieren und umfunktionieren, wenn der Anschluß nicht verpaßt werden soll. NASAs Halley-Station wurde dem Space-Shuttle-Programm, das militärische Schwerpunkte hat, geopfert. ISEE-2 wurde umgetauft in ICE (International Cometary Explorer), und man versucht einiges von dem Image zu retten, das sich amerikanische Weltraumwissenschaftler mit ihren Beiträgen zum Studium unseres Sonnensystems geschaffen haben.
Am VEGA-Projekt arbeiten Institute aus den sozialistischen Interkosmos-Ländern, darunter aus der DDR, und Forschungsstätten aus Frankreich, Österreich und der BRD mit. Es setzt neue Zeichen für eine friedliche Kosmoswissenschaft und Raumfahrt in enger internationaler Zusammenarbeit.
Was verspricht man sich von den Raumflugmissionen zum Halleyschen Kometen?
Es ergibt sich die einzigartige Chance, das Himmelsschauspiel nicht aus dem hintersten Parkett, sondern von einer Loge in Bühnennähe zu betrachten, denn die Sonden werden mit Halley Tuchfühlung bekommen. Unmittelbar kann der fast fünf Milliarden alte Stoff erforscht werden, aus dem unser Planetensystem, unsere Erde gemacht wurde. Jener Stoff in seinem archaischen Zustand, der zum planetaren Baumaterial wurde und aus dem heute die Kometen bestehen. Ein phantastischer Vorstoß in die Vergangenheit, für den alles exakt konstruiert und berechnet wurde. Halley-Fahrpläne wurden bis ins Detail aufgeschlüsselt und das Szenarium, was wann passiert, entworfen. Was Halley an jedem Tag für Bühnenfeuerwerke abbrennen wird, davon hat man bereits genaue Kenntnisse. Aber die Mechanismen dieser Feuerwerke müssen noch gründlich studiert werden. So weiß man bereits, daß Halley bei allernächster Sonnendistanz am 9. Februar 1986 wie eine gewaltige Himmelslokomotive über dreieinhalb Millionen Tonnen Gas, vorwiegend Wasserdampf, ausstoßen wird. Wenn im März 1986 die Kometensonden direkt an Halley heranmanövriert werden, entpuppt sich dieser als brodelndes Laboratorium, von dem vor allem die Plasmaphysik und ihre praktische Anwendung profitieren werden.
Die Raumfahrt muß sich schließlich beeilen, Halley zu inspizieren. Ein weiteres Dreivierteljahrhundert müßte die Wissenschaft warten, wenn jetzt der Start von Raumflugkörpern verpaßt würde. Halley gehört zu den kurzperiodischen Kometen, die nicht mehr als 200 Umläufe mit Sonnen- und Erdpassagen überstehen und ihr Spiel mit dem Feuer der Sonne durch Masseverlust und ihren Glanz schließlich mit ihrem Tod, mit der Auflösung in einen letzten Sternschnuppenregen bezahlen müssen.
Die Himmelskonstellation ist so günstig, daß sich ein gleichzeitiger Anflug auf die Venus anbietet. Das berücksichtigt der sowjetische Expeditionsplan für die beiden VEGA-Sonden, die Mitte nächsten Jahres Geräte auf den Nachbarplaneten absetzen und nach über 440 Flugtagen am 6. und 9. März 1986 Halley auf zehntausend bis dreitausend Kilometer nahekommen. UdSSR, Interkosmos, ESA und Japans Weltraum-Administration kooperieren eng, tauschen Informationen aus und korrigieren die Flugbahnen auch nach den Signalwerten der anderen Sonden. Ein Raumfahrtprogramm, das bisher kein solches Beispiel kennt. Fernsehkameras der VEGA-Sonden, von ungarischen und französischen Konstrukteuren entworfen, werden Halley aus Nahdistanz aufnehmen. Die Bildinformationen, die von riesigen Empfangsantennen aufgesammelt und dann gespeichert werden, treffen in einem Akademieinstitut der DDR ein. Elektronische Auswertegeräte, von Wissenschaftlern unserer Republik entwickelt, werden aus diesen Daten die wirklichen „Fingerabdrücke" von Halley herausfinden.

Illustrationen: TASS, Archiv.

Im nächsten Heft:

Sieger und Befreier
Beginn einer Serie von zeitgenössischen Fotos und Dokumenten aus dem Jahre 1945.

Im Zeichen der Zwillinge
Die Zwillingsforschung zum Verhältnis von Umwelt und Erbe, eineiige und zweieiige Doppelgeburten im Test.

Foto: V. Billeb

Beim Nullpunkt – minus 273 Grad C
Im Tiefsttemperaturbereich erlangen bestimmte Stoffe erstaunliche Eigenschaften. Der Vormarsch eines neuen Wissenschaftszweigs – der Kryotechnik.

Die Siegerehrung des Patissiers
Wenn die weltbeste Rennschlittenfahrerin Steffi Martin (Bild) nach einem großen Sieg zu den Eltern kommt, gibt's eine kulinarische Goldmedaille für sie.

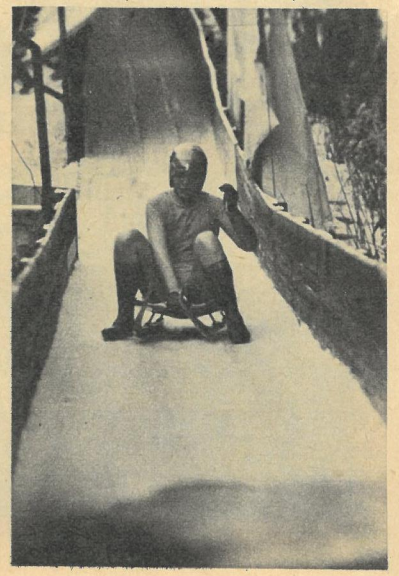


Foto: K. Oberst

Warum muß Kila ihr Gesicht verbergen?
Besuch im Sowchos-Technikum Zaul. Dort in der Moldawischen SSR werden Landwirtschaftskader aus Entwicklungsländern ausgebildet.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Der ungerechte Hamid Chan

Zeichnung: Klaus Ensikat

November 1985

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	

Dezember 1985

M	D	M	D	F	S	So
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will Euch auch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch Weihnachten einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird… I… In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die in Mittelasien leben: Es sind die Be ludshen, Dunganen, Usbeken, Karakalpaken, Uiguren und Kasachen.